

Goldelschen



von
Auguste Wachler.

Gold-
elschen



182

Heinrich Junge
Papier, Süd- und Tabakwaren,
Lehrbücher - Totalverkauf
Ludwigsdorf N.E.

1. Abgabe
17. 7. Tage
des weiteren Tag

No. 1

25670.21

Arkl

182

Goldelchen.

Nach

E. Marlitts Erzählung „Goldelse“

für die weibliche Jugend von 12—15 Jahren

bearbeitet von

Auguste Wächler.

Mit 22 Zeichnungen von Werner Behme.

Sechste Auflage.



Exlibris
A. & E. Jock
W. & J. Horn

Berlin.

Verlag von Herm. J. Meidinger.

Heinrich Junge

Papier-, Süß- und Tabakwaren
Leihbücherei — Foto-Annahme
Lüdingworth N.-E.



1323213

D2 11/7

Erstes Kapitel.



folgt mir, meine freundlichen jungen Leserinnen und Leser, wenn auch nur auf kurze Zeit, in die gegenwärtige Hauptstadt des Deutschen Reichs, wo jetzt ein mächtiger Kaiser das Wohl und Wehe aller unter seinem Scepter vereinigten deutschen Volksstämme in seiner Hand hält und sorgsamem Auges voller Weisheit über ihr Geschick wacht. Zu der Zeit freilich, in welcher unsere Geschichte beginnt, war diese Stadt noch nicht zu der ehrenvollen Würde, die Residenz eines deutschen Kaisers zu sein, erhoben; aber auch damals schon war Berlin, wovon, wie ihr alle schon wissen werdet, hier die Rede ist, eine große und bedeutende Stadt und zumal angesehen als die Hauptstadt des preussischen Staates, dem Sitz seines Königs und dessen nächsten Angehörigen.

An einem rauhen und kalten Dezemberabend, zu Anfang der fünfziger Jahre des laufenden Jahrhunderts, kurz nach sechs Uhr durchschritt raschen Fußes ein junges schlankgewachsenes Mädchen im Alter von fünfzehn Jahren die Königstraße und eilte der elterlichen Wohnung zu, die sich daselbst in einem der vielen hohen Häuser vier Treppen hoch befand. Elisabeth Ferber — so lautete der Name des Mädchens — kam aus einem Pensions-Institute, wo Elisabeth trotz ihrer großen Jugend bereits als Musiklehrerin Unterricht gab; sie hielt unbekümmert um das dicke Schneegestöber, das in der Luft gar heftig wirbelte und von einem heulenden Nordwestwinde auf- und niedergepeitscht wurde, sowie unbekümmert um die vielen an ihr vorüberschreitenden und ihr entgegenkommenden Straßenpassanten, ihre Musikmappe an sich gepreßt und sorgfältig in der Hand ein kleines Paket. Sie gewahrte nicht die mit dampfenden Pferden nach dem königlichen Schlosse zu fahrenden, vollständig von Schnee überzogenen Karossen, sie warf keinen einzigen, neugierigen oder prüfenden Blick auf die in den großen Schaufenstern geschmackvoll und anlockend ausgestellten, zu den prächtigsten Weihnachtsgeschenken sich eignenden Herrlichkeiten, sie hatte vielmehr nur das eine Ziel im Auge, die Wohnung ihrer zärtlich geliebten Eltern so rasch wie möglich zu erreichen und die Erträgnisse ihres ersten im Institute verdienten Unterrichtsgeldes mit kindlichem Stolze der Mutter einhändigen zu können. Am Rathause vorüber führte ihr Weg; nach nur wenigen Schritten machte sie vor einem hohen und mächtigen Gebäude halt, dessen großen und mächtigen Thorflügel sie nur mit Anstrengung zu öffnen vermochte, und trat dann in den hellerleuchteten Hausflur ein. Wie ein geschleudertes Reh flog sie die breiten Treppenstufen hinauf, die nach oben zu immer schmaler ausliefen und spärlicher beleuchtet waren, bis sie endlich ziemlich atemlos nicht mehr weiter konnte, vor einer großen Korridorthüre stehen blieb und die Klingel leise anzog.

Die Thür wurde vorsichtig von innen geöffnet, und mit dem jubelnden Ausrufe: „Schwester Else, meine liebe gute Schwester!“ umschlang ein hübscher, braungelockter Knabe von vielleicht sechs bis sieben Jahren die Angekommene so hastig und fest, daß sie wie angewurzelt in der Thüre stehen bleiben mußte, ohne die letztere schließen zu können.

„Wirfst Du mich augenblicklich loslassen, Du kleiner, loser Wildfang,“ zürnte in freundlicher Weise die als Schwester Else Angeredete, „andernfalls fallen wir augenblicklich alle beide um und beschmutzen unsere Kleider, ja wir können vielleicht gar Schaden an unserem Körper nehmen.“

„O, ich bin stark und halte Dich so fest, daß Du gar nicht fallen kannst,“ rief der aufgeweckte Knabe, die Schwester noch stärker an seine kleine Brust drückend.

„Sei folgsam, lieber Ernst,“ sprach nun sanft das junge Mädchen, „ich sehne mich Vater und Mutter wieder zu sehen und zu begrüßen, die ich nun schon länger als drei Stunden habe entbehren müssen.“

„War es denn im Institute nicht hübsch, daß Du Dich nach uns gesehnt hast?“ fragte der Kleine teilnehmend.

„O ja, mein Junge, es war sehr hübsch, sehr unterhaltend, aber bei Vater und Mutter ist es doch immer am schönsten und besten“, versetzte Schwester Else mit dem Ausdrucke zärtlichster, Kindesliebe.

Rasch ließ hierauf Ernst seine Schwester los, stürmte nach der Wohnstube, und deren Thür weit aufreißend, jubelte er laut: „Papa, Mama, Schwester Else ist angekommen und trägt ein Paket in der Hand!“ Dabei suchte er die Schwester mit dem Aufgebot seiner kindlichen Kräfte mitten in die Stube zu ziehen.

Es war eine einfache, aber traulich und anmutend eingerichtete Stube, welche von Elisabeths Eltern bewohnt wurde; eine von einem Lampenschirme bedeckte große Arbeitslampe

verbreitete ein mildes, ruhiges Licht im Zimmer und ließ die Mutter auf einem kleinen Sopha mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und den Vater mit einem Briefe in der Hand im Lehnstuhl sitzend, erkennen.

„Guten Abend, teure Eltern,“ begrüßte Else die still dastehenden Eltern, aus deren Zügen etwas Ungewöhnliches herauszulesen war; jedoch keine Frage der Neugier drang über Elsens Lippen, voll verhaltener, inniger Freude aber begann sie zu sprechen:

„Komm her, kleiner Bruder Ernst, hier habe ich Dir für den bösen, kalten Winter etwas mitgebracht,“ und das Päckchen enthüllend, hing sie dem Knaben einen starken Winterrock um. „Und hier, liebe Mutter, sind vier schöne blanke Thaler — ich habe heute mein erstes Unterrichtsgehalt in der Pension ausgezahlt erhalten und komme, um es Dir, mein Mütterchen, nach Abzug des Kaufgeldes für unseres Ernst Rock voll und ganz einzuhandigen.“

„Hurra! Hurra!“ jubelte Ernst in stolzer Freude, „diesen Rock werde ich im Winter tragen, wenn ich auf die Jagd gehe.“

„Auf die Jagd, Ernst! Du willst wohl in den Tiergarten gehen und Sperlinge schießen? Das wäre mir keine richtige Jagd“, entgegnete ihm Else launig.

„Oho! im Tiergarten? Nein — im Walde, im schönen grünen Walde, wo es Hasen, Rehe, Hirsche und wilde Schweine in Unmassen giebt!“ entgegnete überglücklich der Knabe.

„Elisabeth,“ sprach thranenden Auges die Mutter, „Du bist ein braves, treffliches Mädchen, behalte Deine ersten verdienten Thaler nur für Dich selbst.“

„Nein, nein, liebe Mutter,“ wehrte das junge Mädchen ängstlich ab, „Du brauchst notwendig eine neue warme Jacke, während ich vollständig für den Winter ausgerüstet bin und nicht das Geringste brauchen werde.“

„Behalte sie, meine Tochter,“ erwiderte die Mutter, „hoffentlich ist nun die schwerste Zeit bald für uns vorüber — das Glück scheint uns einen hellen Sonnenstrahl seiner Gunst zusenden zu wollen.“

„Wäre es möglich!“ rief Elisabeth überglücklich aus. „Wie ist denn das so unverhofft und plötzlich über uns gekommen?“

„Lies diesen Brief meines im schönen Thüringen wohnenden Bruders, des Oberförsters Ferber, den Du ja schon aus früheren Briefen kennst,“ nahm der Vater tief aufatmend das Wort, und reichte dabei seiner Tochter einen offenen Brief hin, den sie mit leuchtenden Augen übersflog und endlich laut vorzulesen begann:

„. . . . Unser allergnädigster Fürst und Landesherr besuchte mich vor einigen Tagen in meinem alten Forsthaufe und teilte mir in seiner Leutseligkeit mit, daß er mir auf meine alten Tage meinen schweren Dienst erleichtern und mir einen Forstschreiber zur Seite stellen wolle. Da faßte ich mir ein Herz und sagte ihm, daß Dich, meinen braven Bruder, das Geschick hart verfolgt und Dich trotz Deiner schönen Kenntnisse gezwungen habe, den Lohnabschreiber zu machen. Der durchlauchtige Herr verstand mich sofort, und teilte mir in Gnaden mit, daß er Dich als meinen Forstschreiber mit 350 Thaler Gehalt und freiem Holzbedarf anzustellen gesonnen sei. Ich solle an Dich schreiben, während er sofort die nötigen Befehle der neuen Stellung wegen ausgeben wolle.

Ich denke, Bruder, es wird Dir hier eine schöne Gelegenheit geboten, aus Deinem großartigen Berlin mit seinem Häusermeer und seinen vier Treppen hoch belegenen Wohnungen auf eine anständige Weise heraus und in den frischen, schönen und herrlichen Thüringer Wald, unserer aller gemeinsamen, erinnerungsreichen Heimatstätte, wieder hineinzu-

kommen. Ich denke, Besseres und Sichereres dürste Dir so leicht nicht wieder geboten werden.

Nur Deine zukünftige Wohnung hat mir einigermaßen Sorge verursacht. Eigentlich müßtest Du in meinem Jagdhaufe mit mir wohnen, und das ginge auch recht gut, wenn Du allein wärest, wie ich, und nicht eine liebe Frau und zwei gute Kinder hättest — aber da für weitere drei Köpfe bei mir kein Raum und das nächste Dorf über eine halbe Stunde von meiner Wohnung entfernt ist, auch die Wege dahin öfters schlecht sind, so lag mir dieser Umstand recht arg im Kragen. Da ist mir denn meine alte Haushälterin Sabine mit einem rettenden Gedanken zu Hilfe gekommen; sie meint nämlich, das alte Schloß Gnadeck, das Straferbe Deiner lieben Frau von ihrem hochedeln Vetter, dem Herrn von Gnadewitz, könne noch gar nicht so arg verfallen sein und müsse gewiß noch einige bewohnbare Räume aufzuweisen haben, wenn da nur ein wenig nachgeholfen werde; denn vor noch nicht hundert Jahren sei, wie ihre Großmutter oft erzählt habe, ein neuer Flügel an das Schloß angebaut worden. Ich habe das alte Nest, so lange ich auch schon hier bin, noch mit keinem Auge angesehen, gestern aber einen meiner Jägerburschen dorthin abgeschickt, um sich den alten Trümmerhaufen einmal etwas näher anzuschauen; er hat aber nichts als Schutt, Steine, Moos und wild verwachsenes Gestrüpp vorgefunden. Auf dem Gericht geben sie mir ohne Vollmacht Deiner Frau den Thor Schlüssel nicht, ohne Einlaß zu finden kann ich aber nicht alles genauer durchsuchen; deshalb wäre es am allerbesten, wenn wir den alten Bau gemeinschaftlich in Augenschein nehmen und Rats pflegen könnten. Also fasset einen raschen und guten Entschluß, packt Eure Siebensachen ein und mache Du Dich mit Deinen lieben Leuten bald auf den Weg —“

An dieser Stelle angelangt, hielt Elisabeth im Lesen inne und richtete ihre strahlenden Augen fragend auf den

Vater. „Was hast Du beschlossen, lieber teurer Vater?“ fragte sie ängstlich gespannt.

„Es wird mir nicht leicht, liebe Tochter,“ antwortete der Vater zögernd, „Dich von meinem Entschlusse zu unterrichten; denn ich kann mir lebhaft denken, daß Du lieber in dem schönen, stolzen Berlin mit seinen prächtigen Palästen, seinen Kunst- und Sehenswürdigkeiten bleiben wirst, als Dich in die stille Waldeinsamkeit zu begraben. Verhehlen kann ich Dir indessen nicht, daß die Bewerbung um meine Stellung als Forstschreiber an den gnädigen Fürsten meines Bruders bereits aufgesetzt ist und zum Abgang mit der Post bereit liegt. — Bleibst Du indessen lieber in Berlin, so ist es nicht mehr wie billig, daß wir Dich hier lassen.“

„Ich mich von Euch trennen, von Vater, von Mutter und Bruder Ernst? Nein, das kann Dein Wille nicht sein!“ rief Elisabeth angstvoll. „Zu Euch gehöre ich und bei Euch will ich bleiben und leben. Was frage ich nach dem schönen, aber kalten und stolzen Berlin. Nach dem herrlichen, dunklen Walde mit seinem köstlichen balsamischen Duft, mit seinem grünen Blätterdach und dem dasselbe durchschimmernden Himmelsblau strebt all' mein Sehnen und Denken von frühesten Jugend auf. Und jetzt, wo dieser einzige, aber noch niemals ausgesprochene Wunsch meines Herzens in schöne Erfüllung gehen kann und soll, wollt Ihr mich fern von Euch halten und in dem großen Berlin, mit seinen hunderttausend kalten, fremden Menschen, mutterseelenallein und einsam zurücklassen? O Vater, bester Vater, das kann Deine wahre Meinung nicht sein!“

„Liebe Elisabeth,“ erwiderte der Vater voll ausbrechender Freude, „ich dachte, es würde zu Deinem Besten sein, wenn Du hier bleiben könntest; aber da Dein dankbar kindliches Herz eine Trennung von uns zu fürchten scheint und in unserem künftigen Wohnsitze eine zweite und schönere Heimat zu finden

hofft, so willigt die Mutter sowohl, wie ich, aus voller Seele ein, daß wir alle zusammen bleiben, und, wenn die Zeit kommt, gemeinschaftlich nach unserem neuen Zufluchtsorte aufbrechen.“ Der Vater zog hierauf die Tochter an seine Brust, erfaßte die Hand seiner treuen Lebensgefährtin, an welche sich der junge Ernst leise anschmiegte — und eine vollständig glückliche Familie hielt die kleine Wohnstube umschlossen.



Zweites Kapitel.



Es dürfte nun wohl auch an der Zeit sein, meinen freundlichen Leserinnen über Elisabeth Ferbers Eltern einige nähere Mitteilungen zu machen, zumal sie bis jetzt nur wissen, daß denselben auf ihrem bisherigen Lebenswege kein allzuglückliches Los beschieden war.

Friedrich Ferber stammte aus einer alten Försterfamilie in Thüringen, deren älteste männliche Glieder stets als Forstleute in den Dienst ihres Landesherrn getreten waren. So war es auch gekommen, daß sein älterer Bruder Karl, dessen Brief und Vorschlag, nach Thüringen zu kommen, wir im vorigen Kapitel erfahren haben, wiederum sich der edlen Weidmannskunst gewidmet hatte, während Ferber selbst aus Vorliebe für den Soldatenstand im Heere auf Avancement diente, wo er ungeachtet seiner bürgerlichen Abkunft, seiner ausgezeichneten Kenntnisse halber, sehr bald zum Offizier befördert wurde. Er fühlte sich somit zufrieden in seinem Berufe und war mehr als glücklich, als er seine Braut, die von ihrem adligen Verwandten, Herrn Wolf von Gnadewitz, ihrer Liebe zu dem bürgerlichen Ferber halber verstoßene Helene von Gnadewitz, als sein junges Weib heimführen konnte. Flossen auch die Einkünfte des jungen Ehepaares ziemlich spärlich, so war es von Hause aus an bescheidene Lebensansprüche

gewöhnt und fand reichliches Genügen in seinem gegenseitigen Besitze. Aber Herrn Wolfs von Gnadewitz Einfluß reichte doch noch so weit, daß er dem bürgerlichen Eindringling seiner adeligen Familie Verdruß und Hindernisse aller Art zu bereiten vermochte und sogar die Veranlassung ward, daß Friedrich Ferber wegen mehrfacher, ohne sein Verschulden mit seinen nächsten Vorgesetzten entstandener Differenzen, seinen Abschied nehmen und den Militärdienst verlassen mußte.

Diese schwere, unverdiente Kränkung seiner Ehre, sowie eine hinzugetretene heftige Erkältung warfen den jungen, noch in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Mann auf ein langes und hartes Krankenlager, durch welches das wenige Vermögen, das ihm seine Frau als Heiratsgut mitgebracht hatte, gar bald bis auf wenige kümmerliche Reste aufgezehrt war. In seiner kleinen Garnison konnte Ferber keine seinen Kenntnissen angemessene Stellung finden, und so sah er sich gezwungen, mit seiner Frau und seinem Töchterchen Elisabeth nach Berlin überzusiedeln, woselbst er durch Vermittelung eines ihm freundlich gesinnten Kameraden eine gut bezahlte Stellung als Buchhalter in einem Bankhause erhielt. Leider aber sollte dieser gute Posten nicht lange standhalten; der Besitzer des Bankhauses erlitt durch sein grenzenloses Vertrauen zu anderen Geschäftsfreunden in kurzer Zeit mehrere namhafte Verluste, so daß ihm der Mut zu weiteren Unternehmungen sank, und er sich, um nicht selbst an den Bettelstab gebracht zu werden, mit den Überresten seines Vermögens in das Privatleben zurückzog. Jetzt nun stand Ferber mit seinem Weibe und seinen zwei Kindern ohne Bekannte und Verwandte verlassen in der großen Stadt, darauf angewiesen, sich Arbeit und Verdienst zu suchen, wie und wo sie sich eben finden wollten; er scheute indessen vor keiner Beschäftigung zurück, und fristete mit Abschreiben von Aktenstücken und Notizen sein und der Seinigen Leben, wobei es oft recht kärglich und dürftig zuging.

Treu stand ihm die wackere Gefährtin seines Lebens,

Frau Helene, zur Seite, denn sie vermochte durch Stickerien und Näharbeiten ihn in seinen Mühen und Sorgen zu unterstützen. Ofters blieb den beiden Gatten viel freie Zeit, und so boten sie in solchen Stunden alle Kräfte und alle Schätze ihres Geistes und ihres Herzens auf, um ihr ältestes Kind, die hellblonde Elisabeth, zu einem guten, frommen und klugen Mädchen zu erziehen, während ihr Jüngstgeborener, Ernst, noch viel zu klein und unverständlich war, um an diesem Unterrichte teilzunehmen. Ferber unterrichtete sein zehnjähriges Töchterchen in allen ihm bekannten Fächern, vor allem erzog er es in Demut und wahrer Gottesfurcht; der Mutter dagegen lag es ob, die heranwachsende Else vorzugsweise im Klavierspiel und in der Musik zu unterrichten, wobei ihr ein von ihres Gatten Vater stammendes altes Klavier, von dem sie sich nie zu trennen vermocht hatten, die besten Dienste leistete. Dabei hatte die Mutter das unverhoffte Glück, daß ihr fleißiges Töchterlein solche Fortschritte machte und ein so unverkennbares Talent zeigte, daß die Schülerin gar bald die Lehrerin übertraf und das Spiel der Ersteren bald alle Hausbewohner zu entzücken vermochte. Die Kunde von Elisabeths vortrefflichem Klavierspiel verbreitete sich in benachbarten Kreisen, und so erhielt sie später, kaum zwölf Jahre alt, bereits Kinder anvertraut, denen sie Unterricht erteilen mußte; im noch nicht vollendeten fünfzehnten Lebensjahre gab das junge Mädchen, wie wir bereits wissen, sogar schon Unterricht in einem Pensionate für erwachsene Töchter reicher Familien.

Vielleicht vier Jahre vor Beginn unserer Erzählung war Frau Ferbers Ohm, der letzte Herr von Gnadewitz, in einem Kloster, in das er sich seit länger als dreißig Jahren zurückgezogen hatte, mit Tode abgegangen; er mußte dabei, wohl oder übel, seiner entarteten Nichte, wie er sie nannte, etwas von seiner Hinterlassenschaft zukommen lassen. Damit dies aber nach seinem etwa plötzlich erfolgenden Tod nicht allzu reichlich aus-

falle, so setzte er vorher eigenhändig ein Testament auf, das folgendermaßen lautete:

„Meine Nichte, das frühere Fräulein Helene von Gnade-
witz, gegenwärtig verheiratete Ferber, erhält als einen Be-
weis meiner verwandtschaftlichen Gesinnungen, obwohl sie
sich deren durch ihren Eintritt in den Bürgerstand unwürdig
gemacht hat, das zu meinem persönlichen Eigentum gehörende
Schloß Gnadeck auf dem Heideberge in Thüringen, damit sie
beständig vor Augen und im Herzen habe, zu welchem be-
rühmten Geschlechte sie früher gehört und welcher Vorrechte
sie freiwillig entsagt hat. Das Schloß muß im Besiz der
Familie bleiben und darf nicht veräußert werden. Für den
Fall jedoch, daß meine Nichte das Schloß verkaufen oder
dasselbe sonstwie zu einem anderen Zwecke, als zu ihrer
eigenen Behausung verwerten sollte, so entfällt der aus dem
Verkaufe oder der anderen Verwertung herauspringende Be-
trag zu Gunsten des Klosterstiftes, in dem ich meine letzten
Tage beschließe.“

Auch diese Enttäuschung vermochte den Lebensmut der
wackeren Leute nicht zu brechen; es klang geradezu wie Hohn,
ihnen ein altes zerfallenes Schloß, das sie in ihrem Leben
weder betreten, noch je gesehen hatten, das weit von ihrem
gegenwärtigen Wohnsitze lag und ihnen nicht den geringsten
Nutzen einbringen konnte, als Erbgut zu schenken.

In dieser Weise waren die Verhältnisse der Ferberschen
Familie beschaffen, als — wie ein wirklicher Glücksstrahl —
unverhofft des alten Oberförsters Brief eintraf, der ihnen
eine Zukunft voll der herrlichsten Aussichten eröffnete, zumal
Elisabeth die jubelnde Erklärung abgegeben hatte, es gäbe
für sie kein höheres Glück, als in dem herrlichen Thüringer
Walde leben und weben zu können.

Ein fröhlicheres und vergnügteres Weihnachtsfest war
in dem kleinen Familienkreise noch in keinem Jahre verlebte
worden, als in diesem. Und in der Sylvesternacht, als die

Glocken von allen Thürmen Berlins mit mächtigen Schlägen das Scheiden des alten und den Anbruch des neuen Jahres verkündeten, da saß Ferber mit seiner Frau und Elisabeth im trauten Stübchen zusammen und alle begrüßten voll freudiger Hoffnung das anbrechende neue Jahr, in welchem ein Wechsel ihres Geschicks zum Besseren eintreten sollte — denn daß des Vaters Stellung, des Dufels Nähe, das Leben in der herrlichen freien Waldesnatur für alle nur eine Quelle neuer, schöner Freuden sein werde, das stand bei allen dreien unwandelbar fest.

„Eines nur berührt mich schmerzlich, wenn wir von hier scheiden,“ hob Ferber wehmütig an, „eines nur, aber das auch sehr schmerzlich.“

„Und das wäre, lieber Vater?“ fragte Elisabeth teilnehmend.

„Daß wir unser altes treues Klavier, den Trostspender in jeder unserer Not, nicht mitnehmen können; es hält bei seinem äußerst gebrechlichen Zustande einen so weiten Transport nimmer aus; es fremden Leuten zu überlassen, dazu kann ich mich aber nicht entschließen.“

„D daran habe ich auch schon gedacht,“ entgegnete Elisabeth, „und für ein geeignetes Unterkommen meines ältesten und treuesten Freundes gesorgt, den ich leider nicht in meine neue Heimat mitnehmen kann.“

„So? Wer soll denn sein glücklicher Besitzer sein?“ fragte Ferber.

„Wenn Ihr es erlaubt, so schenken wir das Klavier meinem ersten und bravsten Schüler, dem Söhnchen unseres ehrlichen Flurnachbarn, des Schuhmachers Zimmermann. Wilhelm hat Euch so manchen kleinen Weg aus freiem Antriebe besorgt; er ist talentvoll, seine Eltern können ihm aber sobald kein Instrument kaufen. Im Besitz des Klaviers wird er fleißig weiter üben und sich ausbilden können, auch wenn

ich, seine gebietende Lehrmeisterin, ihn nicht mehr im Takt und Zaume zu halten vermag."

"Das ist brav gedacht, Elisabeth!" rief Frau Ferber. „Wilhelm soll das teuere Erbstück haben — bei seinen Eltern wird es wohl aufgehoben sein."

"Du bist ein kluges Kind," stimmte der Vater ein; „Dein Vorschlag hat auch meinen Beifall und nimmt mir eine nicht kleine Sorge vom Herzen. So, meine Lieben, und nun wollen wir uns zur Ruhe begeben und dem neuen Jahre viel Gutes und Schönes entgegenträumen."

Unter dem Verkauf der zu entbehrenden und nicht transportierbaren Gegenstände, unter den allmählichen Vorbereitungen zu der unaufschiebbaren Abreise — denn des Vaters Anstellung als fürstlicher Forstschreiber war wenige Wochen nach Abgang seines Bewerbungsschreibens in Berlin eingetroffen — verflossen die ersten Monate des neuen Jahres. Alle lieb gewordenen Plätze und Sehenswürdigkeiten Berlins, die Linden, der Tiergarten mit dem Goldfischteiche, das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der langen Brücke, die Statuen der Feldherren des Siebenjährigen Krieges auf dem Wilhelmplatz, das Zeughaus und die Museen wurden wiederholt besucht und das Andenken an alle diese Herrlichkeiten sich recht tief in das Gedächtnis eingepägt, damit es nie darin verlösche.

Es waren namentlich für Elisabeth, die für das Hohe und Edle in der Kunst, für die historischen Denkmäler und die vielen merkwürdigen Gebäude eine tiefe Empfänglichkeit besaß, oftmals recht schwere Augenblicke, wenn sie dem Gedanken begegnete, dieses alles für die Zukunft entbehren zu müssen; aber weit schmerzlicher noch, als sie geglaubt hatte, berührte sie der Abschied von ihren Schülerinnen und Schülern, welche fast alle eine große Anhänglichkeit an sie zeigten, und besonders wegen Elisabeths freundlichem, stets heiterem, ungetrübtem Wesen mit wirklicher Liebe an ihr hingen. An

meisten aber drang es ihr doch schmerzlich in das Herz, als der Augenblick nahte, in welchem sie sich von dem treuesten Freunde und Teilnehmer ihrer Kinderjahre, dem alten lieben und hinfällig gewordenen Klaviere trennen mußte, und nur die Gewißheit, daß es bei seinem künftigen Besitzer in gute und treue Hände gelange, vermochte ihr wieder Trost zu spenden in ihrer Traurigkeit.

Vater und Mutter empfanden das Schmerzliche des Abschiedes von Berlin, das ihnen außer der Freude an ihren aufblühenden Kindern gar wenig des Guten geboten hatte, weit geringer, und der kleine sechsjährige Ernst jubelte laut auf, als er hörte: nun geht es in den frischen grünen Wald und mit dem Onkel Karl auf die Reh- und Hasenjagd!



Drittes Kapitel.

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen,
Es grüntem und blühtem Feld und Wald;
Auf Hügeln und Höh'n, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel.

o sang einst der größte unserer deutschen Dichter, Johann Wolfgang Goethe, und es war in Wirklichkeit auch eine überaus liebliche Pfingstzeit, als die Familie Ferber nach langer Dampfmaschinenfahrt an dem Ziele ihrer Reise angekommen war und den langersehnten Thüringer Wald vor Augen hatte. In W. mußte sie die Bahn verlassen und die Möbel, die man von Berlin hatte mitnehmen müssen, um nicht ganz ohne Hausgeräte in Thüringen dazustehen, auf einen gewöhnlichen Transportwagen verladen lassen; so ausgerüstet hielten Ferbers unter das hohe grüne Blätterdach ihres zukünftigen Aufenthaltes Einzug.

Während der hochbeladene Möbelwagen langsam nach der noch drei Stunden von W. befindlichen, mitten im dichten Walde belegenen Wohnung des fürstlichen Oberförsters Karl Ferber zusteuerte, fuhren im rascheren Zweispänner die vier Berliner Auswanderer denselben Weg voraus, der zunächst

an zwei kleinen Dörfern vorüberführte, bis er endlich den Saum des Waldes erreichte und nun in den grünenden und duftenden hohen Waldhallen sich fortsetzte.

Wie herrlich breitete sich hier der mächtige und sagenumwobene Thüringer Wald vor den fröhlich blickenden Augen der Familie Ferber aus! Wie entzückte sie das frische Grün der von leichtem Luftzug bewegten Blätter, die in hellem Sonnenschein ihre zitternden Schatten warfen! Wie bewunderten sie die himmelanstrebenden Eichen- und Buchenriesen, die düsteren Föhren und Fichten, wie der Tannen, an die herrliche Weihnachtszeit er-



innernde immergrüne Pracht! Mit welcher seliger Lust lauschten sie dem lieblichen Gezwitscher der buntbesiederten kleinen Sänger, welche dem Schöpfer zu Ehren und um ihrem eigenen Drange zu genügen, ihre Dank- und Freudenlieder in den schönen Frühlingmorgen hineinsingen! Ach und wie reizend und wundervoll erschienen ihnen die Blüten und Blättchen all der unzähligen Pflanzen und Pflänzchen, welche den Waldboden, soweit das Auge reichte, ringsumher bedeckten. Elisabeths Augen strahlten voll seligen Entzückens, und der kleine Ernst wurde nicht müde, Fragen an Vater, Mutter und Schwester zu richten, um Aufklärung über alle sich

ihm bietenden, noch nie gesehenen Schönheiten und Wunder zu erhalten; man hatte reichliche Mühe, den kleinen ungeduldigen Frager bis dahin zu vertrösten, wo ihn der Onkel Oberförster selbst mit in den Wald und auf die Jagd nehmen, und er all diese herrlichen Dinge näher kennen lernen werde.

Der Wald war bisher immer dichter, der Weg enger geworden; endlich aber lichtete sich das dunkle Blätterdach über den Häuptern unserer Reisenden; nach wenigen Minuten erblickten sie eine große, freie Waldwiese und in der Mitte derselben ein altes, aber immer noch freundlich ausschauendes Forsthaus. Ein Ausruf der Freude entglitt den Lippen der Fahrenden — sie wußten, daß sie an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt waren!

Bald zeigte sich auch Leben in dem Försterhause. Eine hohe mächtige Gestalt in Jagduniform, mit einem langen dichten Barte erschien in der Thüre des Hauses, mehrere Hunde schlugen laut und heftig an, und an den Fenstern des oberen Stockes zeigten sich die härtigen Gesichter einiger neugieriger, noch jugendlich aussehender Männer. Der in der Hausthür stehende Mann schaute aufmerksam den jetzt langsam heranziehenden Wagen an und eilte dann mit einem Ausrufe der Überraschung demselben entgegen; als er den Wagen erreicht hatte, ließ er sofort Halt machen.

„Karl! Bruder Karl!“ tönte es dem alten Jägersmanne, der kein anderer als der Oberförster Ferber war, aus dem Wagen entgegen; dem Wagen entstieg der nunmehrige Forstschreiber und stürzte thränenden Auges in die sich öffnenden Arme und an die treue Brust seines Bruders, der ihn mehrere Sekunden lang lautlos umschlungen hielt und dann erst Worte der Begrüßung und Freude fand.

„Herzlich willkommen, Bruder Friedrich, in der eigentlichen Heimat aller Ferbers; Du sollst Dich hier bald wieder wohl fühlen und frisch und kräftig werden an Geist und

Körper! — Liebe Schwägerin, auch Du sei mir herzlichst begrüßt; gestatte mir, daß ich den Rittersdienst versehe und Dir aus dem Wagen helfe. Und was kommt hier für ein kleiner, prächtiger Mann, der dem Großvater wie aus den Augen geschnitten ähnlich sieht? — Du bist ein prächtiger Junge und mußt allein aus der Kutsche zu kommen suchen; kannst Du das?“

„Gewiß, Onkel, ich bin ja schon sechs Jahre alt!“ rief Ernst fröhlich und sprang schnell mit einem sichern Sprunge aus der Kutsche. Der alte Onkel nahm den Knaben, der seine Kniee umfassen wollte, auf seine Arme und küßte ihn tüchtig ab. „Nun“, fuhr er fort, „wo ist denn die Bierte im Bunde? Oder habt Ihr sie in dem stolzen Berlin zurückgelassen?“

„Was denkst Du von mir, Onkel! Ich werde mich doch nicht von Vater und Mutter und von meinem guten Ernst trennen!“ antwortete hell und munter Elisabeth, welche sich bis jetzt tief in die Ecke der geräumigen Kutsche gedrückt hatte, um nicht sofort gesehen zu werden. Nach wenigen Augenblicken lag auch das schöne, schlankgewachsene Mädchen an der Brust des Onkels, der entzückt von Elisabeths Jugend und Lieblichkeit sie lange Zeit in seinen Armen hielt und kaum wieder loslassen wollte. „Das ist also das seltsame Wunderkind —“

„Kein Wunderkind, teurer Onkel,“ unterbrach ihn Elisabeth, „sondern einfach ein dankbares Kind gegen seine braven Eltern — Deine kleine Nichte Elisabeth Ferber aus Berlin.“

„Du, klein? Mädchen, Du reichst mir ja bis an die Schulter herauf! Aber Dein Name Elisabeth ist mir doch viel zu lang, ich werde Dich einfach Elschen nennen! Das klingt echt thüringisch, und damit Du eine Kennzeichnung vor den übrigen Elsen hast, sollst Du, weil Dein prächtiges Haar

wie das helle Gold glänzt, bei mir den Namen ‚Goldelschen‘ führen.

„Onkel verwöhne mich nicht gleich im Augenblick unserer Ankunft durch allzuviel Liebe — auch mag ich nicht vor anderen Mädchen etwas besonderes voraus haben,“ entgegnete Elisabeth.

„Brav gesprochen, Kind!“ lobte der Oberförster. „Immer hübsch bescheiden; aber Wahrheit ist gut Ding, Du heißt nun Goldelschen!“

„Onkel, treibe keinen losen Scherz mit mir — ich bin —“

„Ruhig, Kind,“ unterbrach die Mutter ihr Töchterchen, „vergönne dem Vater erst, daß er den Onkel ordentlich begrüßen und ihm danken kann.“

„Laß sie immerhin plaudern, Frau Schwägerin! Es thut mir wohl, in ihr freundliches Kindergezicht zu schauen und mich mit ihr zu necken. Nun, Kind, weshalb soll Dich Dein alter Onkel denn nicht Goldelschen nennen?“

„Ja, Du Onkel magst mich so nennen, wenn Du willst — aber vor andern Leuten klingt ‚Goldelschen‘ ja gerade so, als wenn ich mich selbst gern so nennen lassen möchte.“

„Sie hat wirklich recht, die kleine Else,“ scherzte der Oberförster weiter, „aber Du bist und bleibst nun einmal mein Goldelschen. — Doch ich denke, Ihr seid müde von der Fahrt und werdet Euch nach Ruhe sehnen, anstatt hier im Sonnenschein neben dem Wagen zu stehen und einen Erholungssitz in meinem Forsthause nur vor Augen zu haben.“

„Was mich betrifft, so bliebe ich lieber den ganzen Tag hier unter freiem Himmel stehen!“ rief Elisabeth fröhlich aus.

„Ich auch! Ich auch, Onkel Oberförster!“ setzte der kleine Ernst rasch hinzu.

„Das ist uns Alten aber durchaus nicht recht, wir brauchen Ruhe und unterhalten uns lieber im Sigen wie im Stehen. Auf, also! im Parademarsch nach des Onkels Forst-

hause, und er, Kutscher, fahre er in meinen Hof hinein, spanne er aus und lasse er sich zu essen und zu trinken geben.“

So schritt nun der kleine Zug langsam über die Wiese dem Hause zu; aber noch ehe er die Thür erreichte, erschien in derselben eine weibliche Figur in der Kleidung einer Wirtschafterin mit blendend weißer Haube und eben solcher Schürze, um die Angekommenen zu begrüßen; sie brachte aber nur mit vor Thränen zitternder Stimme das Wort „Willkommen!“ hervor.

„Seht, das ist meine alte brave Sabine,“ begann der Oberförster freundlich, „der gute Engel meines Hauses, meine Küchenfee, mein Kellergnome, kurz dasjenige weibliche Wesen, welches meinen Haushalt regiert und alles so in Ordnung zu halten weiß, daß ich mich in meinen vier Pfählen wohlbefinde; denn wer sich ihrer Sorge anvertraut, der ist wohl aufgehoben.“

„Herr Oberförster,“ stammelte die Alte, „Herr Oberförster, ich —“

„Still, Alte, ich weiß, was Du sagen willst — Du bist meine Stütze und mein Stab in meinem Hauswesen, — aber nun öffne die Thüren weit, damit meine Gäste ihren Einzug in festlicher Weise halten können.“

Während die Eltern sich in die Wohnstube begaben, in welcher ein reiches Frühstück aufgetragen stand, eilten Elisabeth und Ernst nach dem Hofe und Garten, welche dicht an das Forsthaus stießen. Auf dem Hofe herrschte ein reges Leben; da gab es gackernde Hühner, gurrende Tauben und schnatternde Gänse und auch einige Jagdhunde mischten zur Begrüßung ihr Gebell in das Konzert der befiederten Hofbewohner; es war ein reizendes und lebendiges, für beide Kinder vollständig neues Bild, das sie auf das höchste erfreute. So standen sie in staunender Betrachtung, als aus einer der Stallungen ein junges Mädchen mit einem Körbchen voll

Futter trat und es den Tauben wie den Hühnern in reichlicher Weise austreute.

Das Mädchen, das in gleichem Alter mit Elisabeth zu stehen schien, aber etwas kleiner und gedrungener als diese war, und schwarzes Kopfsaar hatte, bemerkte die Angekommenen nicht sogleich, wandte sich indessen, als Ernst ein Laut der Bewunderung entschlüpfte, rasch um und rief: „Stört mich nicht beim Füttern der Hühner — vor fremden Leuten werden sie scheu und fressen nicht.“

Ernst flüchtete sich vor dem bösen Blicke dieses Mädchens hinter seine Schwester, welche der Scheltenden mutig aber freundlich entgegentrat und sanft zu ihr sprach: „Wie können Sie glauben, daß wir Sie stören wollen! Wir freuen uns nur, daß Sie so schöne Hühner haben und diese auch so reichlich mit guter Fütterung bedenken.“

„Was geht das Euch an!“ fuhr das Mädchen auf.

„Wir sind Verwandte des Oberförsters und werden einige Zeit in seinem Hause wohnen, wenigstens so lange, als bis unsere Wohnung eingerichtet ist.“

„Bei den Spazern und Eulen werdet Ihr wohnen!“ entgegnete jene giftig.

„Nun mit etwas Geduld und gutem Willen wird es auf Burg Gnadeck schon zu ertragen sein,“ erwiderte Elisabeth ruhig.

„Mein Geschmack wäre der alte Steinhaufen nicht!“

„Gehören Sie auch in das Forsthaus? Ich wußte nicht, daß mein Onkel Kinder oder andere Verwandte hat.“

„Ihr seid ja auch nicht seine Kinder und seid doch auch hier! Ihr Hungerleider! —“

„Habe ich Sie mit irgend etwas beleidigt, ohne daß ich es wissen sollte?“ fragte Elisabeth tief erröthend vor innerer Bewegung, während der kleine Ernst die Schwester heftig am Kleide zupfte.

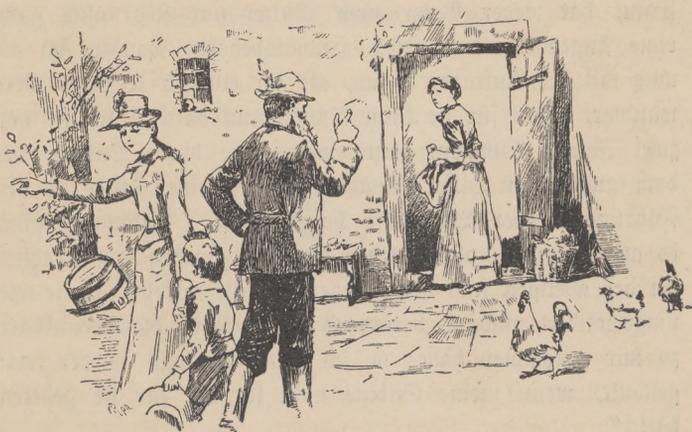
„Ich kann Euch nicht leiden und hasse Euch alle,“ zischte

das schwarzköpfige Mädchen, das seine Erregung kaum niederhalten konnte.

„Aber nein, ich habe Ihnen doch nichts zu leide gethan, und Sie kennen uns ja auch noch gar nicht, Fräulein,“ brachte Elisabeth mühsam heraus.

„Komm, Schwester Else,“ nahm jetzt der kleine Ernst das Wort, „komm und laß das garstige Mädchen stehen, — das böse und garstige Mädchen.“

„Hoho! ertönte plötzlich die Stimme des Oberförsters, „sind denn die Parteien schon im Vorpostengefecht und an-



einander geraten, ohne eine Kriegserklärung abgegeben zu haben — Bertha, rasch an Deine Arbeit und störe meine lieben Gäste nicht, die sich hier erfreuen, aber nicht von Dir beleidigen lassen wollen.“

„Sie hat mir gewiß nicht wehe thun wollen, lieber Onkel,“ bat Elisabeth, „sie kann nur etwas mißverstanden haben.“

„Nein, nein, Elschen, sie ist boshaft und unfreundlich! Du wirst sie noch näher kennen lernen,“ fuhr der Onkel rasch fort, „aber ich werde sie zu händigen wissen. Sieh mich nicht so starr an, Bertha, und gehe an Deine Arbeit.“

Das Mädchen ging, mit einem Blicke voll Haß auf die Geschwister Ferber, und verschwand wieder in demselben Stalle, aus dem es gekommen war.

„Du bist sonst so lieb und gut, Onkel,“ sprach Elisabeth sanft, „weshalb zürnest Du so heftig auf das junge Mädchen?“

„Weil — weil Bertha einen — grundschtlichen Charakter hat, rachsüchtig ist und jedermann in ihrem Hochmute fühlen läßt, sie sei etwas besseres.“

„Und warum behältst Du sie dann in Deinem Hause?“

„Sie ist eine weitläufige Verwandte meiner verstorbenen Frau, hat weder Vater noch Mutter und steht auch ganz ohne Angehörige da. Ihre Heimatsbehörde wandte sich an mich mit der Anfrage, ob ich, als ihr einziger lebender Verwandter, nichts für sie thun könne; nun da ließ ich sie vor zwei Jahren kommen, damit meine alte brave Sabine, die doch auch einer Hilfe allmählich bedarf, eine Stütze in der Führung meiner Wirtschaft haben sollte. Anfänglich ging es auch mit ihr, aber seitdem sie dort drüben auf Lindhof bei der adeligen und hochmütigen Familie verkehrt, ist sie wie umgewandelt, und ich bereue es fast, daß ich die Undankbare zu mir genommen habe; ja, ich hätte sie längst wieder fortgeschickt, wenn meine Sabine nicht so sehr für sie gebeten hätte.“

„Ich freute mich bei ihrem Anblick, lieber Onkel, da mir von ihrer Anwesenheit in Deinem Hause vorher nichts bekannt war, und glaubte in ihr eine Gefährtin und Freundin finden zu können. Nun hoffentlich läßt sie sich wieder verfühnen.“

„Nein, Goldkind, meide sie, denn sie hat einen Kopf von Eisen; Bertha ist kein Umgang für Dich. Schon als sie durch mich erfuhr, daß Du mit Deinen Eltern hierher kommen und einige Zeit bei uns bleiben würdest, da hat sie ihren Haß und ihre Bosheit darüber gar nicht zu verbergen vermocht, und nur von Euch gesprochen, wenn sie Euch etwas anhaben

konnte. Vielleicht lehrt sie dereinst noch die Not besser zu werden. Doch kommt, wir wollen zum Frühstück in das Haus zurück, dann könnt Ihr Euch ausruhen und am Nachmittag Eure Wohnung herrichten, mit welcher Ihr Euch für so lange begnügen müßt, bis Ihr Euer verzaubertes Schloß als hochadlige Erben beziehen könnt.“

„Ja, wir wollen gehen, Onkel,“ sprach der kleine Ernst; „komm Else, ich habe Hunger bekommen.“

„Recht, mein Junge!“ rief der Oberförster wieder fröhlich, und an eine Hand den Knaben, an die andere Elisabeth nehmend, schritt er mit ihnen der Wohnstube zu.



Viertes Kapitel.



Im Wohnzimmer bot sich den Augen der beiden Kinder ein anderes, weit freundlicheres Bild dar. Vater und Mutter hatten bereits an dem einfach, aber reich und einladend besetzten Frühstückstische Platz genommen und warteten nur noch auf des Oberförsters und ihrer Kinder Rückkehr, um gemeinschaftlich mit ihnen speisen zu können. Die große Stube bot ein trauliches Heim, die Fenster waren von außen grün umrankt, damit die Stube gegen die eindringenden Sonnenstrahlen geschützt sei, und innen mit prächtigen Blattpflanzen und blühenden Blumen besetzt; der Gewehrschrank des Oberförsters war mit blitzenden Gewehren angefüllt; ein großes, grünüberzogenes Sopha, ein mächtiger, zu behaglicher Ruhe einladender Lehnstuhl, ein riesiger Schrank mit Glas- und Porzellangeschirr, die mit dem Wille des Landesherrn und schönen Jagdstücken geschmückten Wände, sowie ein mächtiger Kachelofen, riefen einen so freundlichen Gesamteindruck hervor, daß man sich sofort heimisch fühlen mußte.

Das Frühstück, das zugleich auch das Mittagsbrod war, wurde unter lebhaftem Gespräche und gegenseitigen Mitteilungen eingenommen; dann hielten Vater, Mutter und der kleine Ernst auf des Onkels Wunsch eine kurze Ruhe, während er selbst mit Elisabeth, deren liebliche Erscheinung sofort sein

ganzes Herz eingenommen hatte, seinen großen, wenige Schritte von dem Forsthaufe gelegenen Blumen- und Gemüsegarten besuchte; Elisabeth hatte wiederholt geäußert, der Ruhe durchaus nicht bedürftig zu sein und lieber des Dufels Garten in Augenschein nehmen zu wollen.

Wie den Oberförster Elisabeths Erscheinung und Wesen schon vollständig gewonnen, so entzückte ihn auch ihre reine ungekünstelte Freude über alle, auch die kleinsten Schönheiten der Natur. Daß bescheidene, an der Erde im Verborgenen duftende Veilchen fand ebenso ihre freudige Beachtung wie die in vollster Schönheit prangende stolze Rose; der mächtige Eichenbaum mit seinen großen belaubten und schattenspendenden Ästen rief in gleichem Maße ihre staunende Bewunderung wach, wie der um seinen Stamm sich hoch aufschlingende Epheu, oder das an dem Fuße üppig grünende und doch so unscheinbare Moos. Der seine Goldelse belehrende Onkel erhielt durch seines Lieblings Fragen und sinnige Anschauungen vielfach neue ihm in seiner Forsteinjamkeit fremdgewordene Anregungen, so daß er sich so glücklich wie noch nie zuvor fühlte und sich feierlich gelobte, über das von keinem falschen Hauch der Welt und der Heuchelei getriebte Herz des jungen, unschuldigen Mädchens und über dessen Wohl und Wehe zu wachen wie ein zweiter Vater; Gott hätte ihm kein größeres Glück in seinen alten Tagen bescheeren können.

„Was sinnst Du, Onkel?“ fragte Elisabeth, als der Oberförster in seinen Belehrungen innehielt.

„Ich lege mir eben die Frage vor, mein Goldelschen,“ antwortete dieser nach einer kurzen Pause, „ob Du schon je daran gedacht hast, wie Du unsere Einsamkeit auf die Dauer ertragen willst, und wie sich Deine Zukunft gestalten wird?“

„Einsamkeit!“ rief erstaunt das junge Mädchen. „Einsamkeit, Onkel, wo meine Eltern, mein kleiner Bruder, wo Du mein Herzensonkel, und Jungfer Sabine, die gemüthliche Seele, wo ihr alle in meiner steten Nähe seid? Wo mir

jeder neue Morgen in des Waldes Grün und Frische neue Freuden bietet und die Natur tagtäglich neue Wunder vor meinen Augen hervorzaubert? — In Berlins Straßen und deren Menschenmenge habe ich mich oft einsam und verlassen gefühlt — hier in unserer Heimat, wie Du sagst, fühle ich mich jetzt schon wohl und heimisch, wenn ich auch noch nicht viel von ihr gesehen habe.“

„Im Frühjahr und Sommer, ja selbst im Herbst noch, ist es allerdings sehr schön im Walde — aber im Winter — im Winter, Kind — Du hast noch keinen Winter im Thüringer Wald verlebt,“ warf der Onkel bedächtig ein.

„Auch der Winter wird zu ertragen sein! Wir bleiben daheim im traulichen Stübchen, wir arbeiten und lernen. Ernst muß allmählich Schulunterricht bekommen, und damit beginnt meine erste Thätigkeit, sobald mich die Mutter in der Wirtschaft entbehren kann. — Und abends, wenn der Vater heimkehrt, dann giebt dieser mir noch Unterricht in den Wissenschaften.“

„Und wie denkst Du, daß sich Deine Zukunft gestalten wird?“

„Wenn Bruder Ernst so viel Vorkenntnisse erlangt hat, um in der Stadt eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen zu können, so hoffe ich so weit vorgeschritten zu sein, daß ich eine gut bezahlte Stelle als Lehrerin oder Erzieherin in derselben Stadt erlangen werde, um Ernst unter meinen Augen zu haben und für ihn mitsorgen zu können.“

„Wirklich! Ose, Du bist nicht allein eine brave Tochter, Du bist auch eine recht zärtliche Schwester. Denkst Du indessen, daß ich Dich so ohne weiteres von uns fortziehen lassen werde, fort in die fremde Welt hinein?“

„Ich wüßte nicht, lieber Onkel, wie es anders werden sollte.“

„Denkst Du denn dabei nicht an mich, an Deines Vaters Bruder, Euren Euch liebenden Onkel, der mit Vergnügen die

paar hundert Thaler hergeben wird, um aus seinem Neffen einen tüchtigen Menschen zu machen und um daneben seine Elfe, sein Goldkind, bei Vater und Mutter und in seiner Nähe zu erhalten!“

„Das gleicht Deiner grenzenlosen Liebe zu uns; aber glaubst Du, daß wir das ruhig annehmen könnten? — Ja, und wenn auch wirklich, so muß ein Mädchen von meinem Stande doch stets einen Lebensplan, ein Lebensziel vor Augen haben.“

„Gewiß, Kind, — aber wir sind heute schon auf ein so ernstes Thema geraten, daß es besser ist, wir brechen vorläufig ab und erfreuen uns lieber der herrlichen Gegenwart. Überdies dürfte es wohl auch geboten sein, nach Hause zurückzukehren, Deine Eltern werden sich genügend ausgeruht haben und uns suchen.“

Als sie ihre Schritte heimwärts wandten, schlug helles Peitschenknallen an ihr Ohr, und bald darauf wurde es im ruhigen Forsthaufe ziemlich lebendig. Der Wagen, der Ferbers Möbel und Wirtschaftsgegenstände von W. brachte, war angelangt und mußte abgeladen werden. Die stets hilfsbereite Sabine war die erste, welche am Wagen erschien, und auf ihr Geheiß waren auch des Oberförsters beide Gehilfen, die heute einen Feiertag hatten, im Nu bei der Hand, um den Wagen seiner ziemlich schweren Bürde entledigen zu helfen. Sabine führte das Oberkommando bei diesem Geschäft; sobald jedoch Herr und Frau Ferber erschienen, wollte sie sich freiwillig und bescheiden von ihrem stolzen Posten zurückziehen; aber sie mußte bleiben, zumal man sehr bald gewahrte, daß sie sich auf solche Dinge besser verstand, als alle übrigen Anwesenden. Der Fuhrmann, die beiden Forstgehilfen, Elisabeth und Ernst, jedes nach seinen Kräften, waren mit thätig, so daß das sonst so mühselige Abladen, durch heitere Unterhaltung gewürzt, zu einem wirklichen Vergnügen sich gestaltete und nach Verlauf von kaum zwei Stunden beendet war. Frau Ferber hatte

ihren Posten in dem oberen Stockwerk des Forsthauses, ihrem einstweiligen Aufenthaltsorte, eingenommen und ordnete mit kundigem Auge gleich den Platz an, welcher für jedes ihrer Hausgeräte am entsprechendsten schien. So war man in der angenehmen Lage, daß die Einrichtung innerhalb weniger Stunden vollendet war; zu aller Freude hatten die Möbel weder auf dem Eisenbahn-, noch auf dem Chausseetransporte gelitten; auch bemerkte der Onkel Oberförster zu seiner Genugthuung, daß seines Bruders Familie im Notfalle genügend Raum in seinem Hause habe, falls sich auf Burg Gnadeck kein bewohnbares Logis mehr herstellen lassen sollte. Frau Ferber aber war froh, ihren Schwager in seiner Wohnung nicht gar zu sehr zu beengen oder ihn gar in seinen liebgewordenen Gewohnheiten stören zu müssen.

So rasch auch das Abladen und Aufstellen der Wirthschafts- und Hausgeräte vollbracht war, so rüstete sich doch bereits die Sonne zum Niedergange, als der Fuhrmann, welcher den Transport besorgt hatte, so weit war, daß er nach der Stadt zurückfahren konnte. Noch war die gesamte Familie Ferber mit Besichtigen und Besprechen ihrer gegenwärtigen Einrichtung beschäftigt, als Jungfrau Sabine, welche sich bereits vor einer halben Stunde zurückgezogen hatte, mit einer blendendweißen großen Haube in der Thüre des oberen Zimmers wieder erschien und sich bemerkbar zu machen suchte. Niemand schien sie zu gewahren, so daß sie denn mit ihrem Anliegen deutlicher herausrücken mußte.

„Herr Oberförster! Herr Oberförster!“ rief sie leise.

„Was ist denn passiert, Sabine? Du siehst ja so feierlich aus und hast gewiß etwas auf dem Herzen!“ fragte Ferber zurück.

„Es ist ja schon sieben Uhr, Herr Oberförster.“

„Was geht denn uns das heute an, Sabine?“

„Ich habe unter der Linde vor dem Hause alles vorbereitet

wie ich es seit langen Jahren an jedem Abend gewohnt bin," erwiderte die Alte.

"Heute ist aber eine Ausnahme, Du treue Seele."

"Ach was, treue Seele — auch in der größten Freude soll der Mensch stets auf Ordnung halten und es nicht verfäumen, zur richtigen Zeit zu essen und zu trinken, denn das allein —"

"Hält Leib und Seele zusammen," unterbrach der Oberförster seine schon ereifernde Haushälterin.

"Wahrhaftig!" rief Elisabeth aus, "Jungfrau Sabine hat recht, und ich spüre längst auch schon eine leise Ahnung von Hunger."

"Und wie steht es mit Dir, mein Junge?" fragte der Dnfel.

"Hunger habe ich noch nicht — aber essen kann ich schon etwas," antwortete der kleine Ernst vergnügt.

"Nun, so müssen wir aufbrechen und uns unter der Linde zum Abendbrod versammeln," lachte der Oberförster. "Unsere Sabine dürfen wir nicht erzürnen; übermorgen ist Pfingstfest, und da könnte sie uns aus Rache die Suppe versalzen und den Festbraten verbrennen lassen."

"Nein, nein! das darf sie nicht, sonst riecht es im Hause den ganzen Tag über nicht gut," rief Ernst besorgt. — "Ich habe jetzt schon Hunger."

"Ich auch!" bestätigte Elisabeth. "Wir folgen dem Rufe zur Abendtafel in Gottes schöner Natur. So wohl ist es mir noch nie geworden! Sonst mußte ich stets vier Treppen hoch hinauf steigen und jetzt steige ich nur eine einzige herab, um sogleich ein 'Tüchlein deck dich' vorzufinden."

"Sehen Sie sich vor, Fräulein," warnte Sabine, "es ist abends, sobald die Sonne weg ist, noch etwas kühl im Walde."

"Ja, ja, Kinder," fügte der Oberförster hinzu, "hängt noch ein Tüchchen um. Ich werde auch erst meinen alten Klaus anziehen, bevor wir uns vor der Thüre wiedersehen."

Nach Verlauf von wenigen Minuten waren sämtliche Bewohner des Forsthauses mit Ausnahme einer einzigen Person unter dem wahrhaft prächtigen Lindenbaume, der kaum fünfzehn Schritte vom Hause entfernt stand, versammelt. Der Oberförster führte hierbei den Vorsitz, zu seiner Linken mußte sein Goldelshen, zu seiner Rechten der kleine Ernst Platz nehmen, dann erst kamen sein Bruder und seine Schwägerin, dann Sabine und den Schluß bildeten die beiden Forstgehilfen, ein paar junge freundliche Leute.

„Geh wir zulangen und unserer Sabine die Ehre erweisen,“ begann der Oberförster, „muß ich Euch, liebe Geschwister, erst meine braven Jägerburschen, meine beiden Gehilfen näher vorstellen. Hier, der schwarze Gottfried Kellermann, der hat es faustdick hinter den Ohren; vor dem hütet Euch, das ist ein heimlicher —“

„Aber, Herr Oberförster,“ stammelte der Genannte.

„Indessen ist er guter Leute Kind,“ fuhr Ferber, ohne sich stören zu lassen, fort, „und im Grunde genommen ist er eine ehrliche treue Haut, die keinem Menschen wehe thut und Mitleid mit dem Unglücklichen, selbst mit dem Vieh hat.“

„Das ist ein schönes Lob, das Ihnen mein Schwager erteilt, Herr Kellermann,“ sprach Frau Ferber, „und macht Ihrem Herzen viel Ehre.“

„Und hier der Blonde nennt sich August Kleemann, ein echtes Thüringer Blut, nur neugierig wie eine Rohrdommel, aber dabei sanft wie eine Taube.“ — Plötzlich hielt der Oberförster inne und seine Stirn verfinsterte sich merklich, als er fragte: „Sabine, wo steckt die Bertha schon wieder? Will sie wiederum ihren Neid und Trotz herausstecken.“

„Sie ist nach dem Schloß gerufen worden,“ antwortete schüchtern Sabine.

„Ei, das verwünschte Schloß!“ brauste der Alte auf; „aber ich will mir den ersten Abend, den meines Bruders Familie in meinem Hause zubringt, durch das eigensinnige

Ding nicht verderben lassen und nicht mehr bemerken, daß Bertha an diesem Abend in unserer Mitte fehlt.“

„Recht so, Onkelchen,“ rief Elisabeth heiter. „Fröhlich wollen wir sein und hoffen, daß auch Bertha einst sich noch mit uns freuen wird, daß sie lieb und gut wird.“

„Na meinetwegen,“ brummte der Onkel. — „Setzt jedoch stoßen wir alle miteinander auf eine schöne und glückliche Zukunft an.“

Die Gläser erklangen hell zusammen und man überließ sich den Freuden eines wohlgeschmeckenden Abendbrodes, als plötzlich aus dem nahen Gebüsch eine hohe Mannesgestalt heraustrat, sich leise und unbemerkt den Speisenden näherte und endlich mit einer markigen und vollen Stimme ausrief: „Ah, da geht es ja hoch her! Und welche liebliche Gesellschaft finde ich hier — Guten Abend allerseits!“

„Herr von Walde!“ rief der Oberförster, sich rasch vom Stuhl erhebend, „was verschafft mir die Ehre?“

„Ah, da finde ich ja noch einen leeren Stuhl. Wenn es erlaubt ist, benutze ich denselben und lade mich selbst zu Gaste,“ fuhr der Angekommene ruhig fort. „Aber bitte, meine Herrschaften, lassen Sie sich nicht stören, sonst gehe ich sofort wieder meines Weges, so müde und hungrig ich auch bin.“

„Herr von Walde, unser Schloßherr auf Lindhof, und hier mein Bruder, der neue fürstliche Forstschreiber mit seiner Familie,“ stellte der Oberförster die Seinigen erfreut vor. „Es ist eine hohe Ehre für mich, wenn der gnädige Herr es sich an meinem Tische gefallen lassen wollen.“

„Machen Sie keine Redensarten, alter Herr,“ erwiderte Walde; „ich will mich nur einige Augenblicke erholen und rede vorläufig nicht ein Wort mehr, wenn nicht die Mahlzeit ihren ungestörten Fortgang nimmt.“ Hierauf schenkte er sich freimütig ein Glas Bier ein und langte nach einem Stücke saftigen Schinken; bald ließ sich auch die anfänglich etwas

betroffene Gesellschaft in ihrer Abendmahlzeit nicht weiter stören und das Gespräch kam in lebhaften Gang.



Als Herr von Walde sich dann erhob, um heimzukehren,

folgten natürlich alle seinem Beispiele. Während er mit dem Oberförster und dessen Bruder nun noch einige freundliche Worte wechselte und Frau Ferber der alten Sabine beim Abdecken des Tisches behilflich war, trieb Elisabeth mit ihrem Bruder Ernst harmlose Kinderspiele auf dem freien Plage vor dem Forsthause; Ernst wurde dabei nicht müde Elisabeth zu haschen, und Elisabeth ließ sich dem Kleinen zu Liebe so gern und so oft fangen, als er nur wollte; sie fühlte sich ganz unaussprechlich glücklich, wenn sein Jubelgeschrei so frisch in den Wald hineindrang und das Echo die kindlich hellen Töne zurückhallte. Die spielenden Geschwister bildeten ein liebliches Bild in der hereinbrechenden Dämmerung, Elisabeths helles Kleid leuchtete wie ein silberner Streifen, den der kleine Ernst wie eine huschende Gnomengestalt verfolgte.

„Guten Abend, Fräulein Ferber,“ tönte plötzlich Herr von Waldes Stimme an Elisabeths Ohr, „ich möchte mich von Ihnen verabschieden. Wollen Sie mir nicht auch ‚Gute Nacht‘ sagen?“

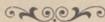
„Nein, Else kann noch nicht,“ rief Ernst zurück — „sie muß mich jetzt haschen“ — aber schon war das leichtfüßige Mädchen über die Wiese geeilt und schlug treuherzig in Herr von Waldes dargebotene Rechte ein. „Gute Nacht, gnädiger Herr,“ sagte sie freundlich mit einer zierlichen Verbeugung.

„Auf Wiedersehen, hoffe ich,“ antwortete Walde, „Sie bleiben doch hier?“

„Ja und wie gern!“ sprach Elisabeth erfreut. „Der gute Onkel Oberförster hat uns ja eine zweite Heimat hier geschaffen.“

„Na, wenn Ihr erst auf Burg Gnadeck wohnt, da lade ich mich bei Euch zu Gaste,“ warf der Oberförster lachend ein.

Herr von Walde empfahl sich nun und schlug einen Fußweg nach dem Schlosse ein; die Bewohner des Forsthauses begaben sich bald darauf zur wohlverdienten Ruhe.



fünftes Kapitel.

Der früheste Morgen fand Elisabeth wieder wach ohne ihre Angehörigen im geringsten zu stören, war sie unhörbar wie eine Elfe in ihre Kleider geschlüpft und auf den Zehenspitzen leise die Treppe hinuntergeschlichen; rasch hatte sie die Thür des Hofes geöffnet, und schon glaubte sie die erste im Forsthaufe zu sein, die hinaus in die freie Morgenluft treten und sie in langen, vollen Zügen einatmen wollte, als sie am Kleide festgehalten wurde und wie gebannt stehen bleiben mußte.

„Kleine Landstreicherin, wo will sie schon hin?“ schlug des Onkels tiefer freundlicher Ton an ihr Ohr. „Warum bleibt sie nicht in den Federn, wie andere vernünftige Menschenfinder?“

„Weil ich längst ausgeschlafen und stets gehört habe, die frühen Morgenstunden im Walde seien die schönsten und gesündesten. Und jetzt, wo ich zum ersten Male Gelegenheit finde, diesen Satz selbst zu erproben, benutze ich hierzu auch gleich den ersten Morgen.“

„Du hast recht,“ schnunzelte der Alte freundlich, „der Morgen ist im Walde die schönste Tageszeit für den gesunden und thätigen Menschen; wenn Du mich und den blonden Kleemann nur wenige Schritte begleiten willst, so sollst Du dies bald gewahren.“

„Herzlich gern; aber warum bist Du, lieber Onkel, schon so früh auf?“ fragte Else.

„Wenn wir heute Nachmittag einen gemeinsamen Gang nach Eurem verzauberten Schlosse antreten wollen,



so müssen unsere Berufspflichten einige Stunden früher begonnen werden.“

Der Oberförster ergriff Else bei der Hand und führte sie

hinaus in den noch in tiefer Stille liegenden Wald; aber diese Stille war nur eine scheinbare; denn sobald sie über die vor dem Forsthaufe liegende Wiesenfläche geschritten und auf wohlgepflegtem Wege in das wogende Blättermeer des Waldes eingetreten waren, vernahmen sie ein eigentümliches Rauschen und Flüstern, als wenn ein Geisterhauch durch die Zweige der Bäume wehe und ihnen eine ganz wunderbare Sprache verliehen habe — Waldwehen nennen dies die Naturfreunde. Über den Weg huschte die Eidechse, im Grase zirpte die Grille, die Eichhörnchen sprangen pfeilschnell an den Bäumen hinan, und aus den Zweigen der Eichen, Buchen und Erlen tönte ein vielstimmiges Zwitschern, Pfeifen und Singen der gefiederten Bewohner des herrlichen Waldes.

Niemals noch in ihrem Leben war Elisabeth eine solche Zauberwelt mitten in der vollen frischen Natur erschlossen worden; ihre Augen leuchteten voll nie geahnter Freude, ihre Brust hob sich in tiefen langen Atemzügen, und unfähig eines Wortes schritt sie schweigend und staunend an der Hand ihres Onkels in den prächtigen Waldmorgen hinein. Aber lange konnte sie doch die freudigen Gefühle, die sich in ihrem jungen und reinen Herzen regten, nicht verborgen halten; sie brachen sich gewaltfam Bahn und tönten in den Worten aus: „O Gott, wie ist es im Walde so schön und herrlich!“

„Nicht wahr, Kleemann, das ist das Geheimnis, die Zauberkraft des Waldes, welche alle in Banden hält, die ein reines Gewissen, ein unverdorbenes Herz haben.“

„Ja wohl, Herr Oberförster,“ antwortete der Gefragte, „es geht allen Menschen so, welche zum ersten Male am frühen Morgen den Wald betreten.“

„Nur allen guten Menschen,“ berichtigte der Oberförster.

Bald waren alle drei in eine lebhafte Unterhaltung geraten; an einer Waldlichtung angelangt, wurden sie eines größeren herrschaftlichen Gebäudes mit mehreren Nebenhäusern ansichtig.

„Was ist das für ein schönes Schloß?“ fragte Elisabeth.
„Das ist Schloß Lindhof, welches dem Baron von Walde gehört,“ erklärte der Oberförster freundlich.

„Demselben, der gestern während des Abendbrodes bei uns erschien?“

„Gewiß derselbe, der reichste und angesehenste Schloß- und Gutsherr in der ganzen Umgegend. Der beste Mensch auf der Welt, wenn nur —“ der Oberförster hielt zögernd inne und wollte abbrechen.

„Ich hielt ihn anfänglich für sehr stolz und herablassend,“ warf Elisabeth ein; „denn wie kann man unaufgefordert an einem Tische Platz nehmen, an welchem fremde Personen sitzen?“

„Kind, das schien Dir nur so, aber Du hast doch recht,“ erwiderte der Oberförster; „Baron von Walde ist ein stolzer, sehr stolzer Mann und macht nur mit dem Amtmann, dem Pastor und meiner geringen Person hiervon eine Ausnahme — aber er würde gegen alle Welt der beste und liebevollste Mensch sein, wenn nur —“

„Nun, lieber Onkel?“ fragte Elisabeth. „Du hast schon einmal gestockt. Wenn nur —“

„Ach sprechen wir nicht davon — Du verstehst das auch noch nicht. Aber Kind, Du mußt zurück, Deine Eltern könnten nach sein und Dich suchen.“

„Das glaube ich zwar nicht, aber Du hast recht — ich habe mich schon etwas weit von Hause entfernt und will umkehren, Onkel. Auf Wiedersehen, lieber Onkel, auf Wiedersehen, Herr Kleemann.“

„Adieu, Fräulein! Adieu, Goldelschen!“ grüßten die beiden, rasch ihres Weges fortschreitenden Männer, während Elisabeth sich zum Rückwege anschickte. Wie ein schnellfüßiges Reh eilte sie dahin und hatte bereits die Waldlichtung, von der aus sie Schloß Lindhof gesehen hatte, wieder erreicht, als

rechts aus dem Walde die unfreundliche Bertha erschien und bei Elsens Anblicke sich wieder im Gebüsch verbergen wollte; aber da sie sich bemerkt wußte, schritt sie rasch auf Elisabeth los.

„Sind Sie auch schon so früh aufgestanden, um den schönen Morgen zu genießen!“ rief Elisabeth freudig aus und streckte Bertha treuherzig beide Hände entgegen. „O, wie mich das freut!“

„Lassen Sie mich ruhig meines Weges gehen,“ antwortete diese trozig, „ich mag mit Ihnen nichts gemein haben.“

„Das thut mir weh, Fräulein! Können Sie mir denn nicht ein wenig gut sein?“ bat Elisabeth, „ich will Sie so herzlich dafür lieb haben.“

„Schweigen Sie und hüten Sie sich im Hause zu sagen, daß Sie mir hier heute früh begegnet sind — sonst sind Sie verloren!“

„O, mein Gott!“ rief Elisabeth entsetzt, als Bertha mit zornfunkelnden Augen dicht vor sie hintrat und Elisabeths rechten Arm heftig erfaßte. „Lassen Sie mich los,“ bat sie freundlich, „mein Arm schmerzt von Ihrem Drucke.“

„Hahaha! Elendes Wesen — das soll er auch, ich kann Dich zerdrücken, wenn ich nur will; aber noch will ich nicht — und so laufe denn, wohin Du magst.“

Plötzlich stand Elisabeth wieder allein und glaubte geträumt zu haben. Auf solchen Haß zu stoßen bei einem Mädchen, in welchem sie beim ersten Begegnen eine Freundin zu finden gehofft hatte, das war für Elisabeths Kopf und Herz ein unbegreifliches, unlösbares Räthsel. Und warum sollte sie nicht im Forsthause erzählen, daß sie schon frühzeitig mit Bertha im Walde zusammengetroffen sei? Hatte Bertha etwas Unrechtes begangen und fürchtete sie Strafe für ihre That vom Oberförster? Elisabeth mußte sprechen, und wenn auch nicht zu ihrem Dunkel, so wenigstens zur treuen Sabine, die ihr in diesem Falle gewiß einen besseren Rat geben konnte,

als selbst Vater und Mutter. Unter ähnlichen Gedanken, welche Elisabeths frohen Sinn so bedrückten, daß sie beinahe unempfindlich gegen die sie umgebenden Naturschönheiten geworden war, langte sie im Forsthaufe wieder an und fand Sabine schon in voller Thätigkeit. Auch des Onkels älterer Forstgehilfe, der schwarze Kellermann, stand zum Aufbruch bereit; sein Weg führte ihn freilich nicht seinem Berufe nach — vielmehr mußte er nach der Stadt in das Justizamt, um, mit einer bereits am gestrigen Tage von Frau Ferber ausgestellten Vollmacht versehen, den auf dem dortigen Gerichte deponierten Schlüssel zu dem verschlossenen Burghore von Gnadeck in Empfang zu nehmen. Kellermann trank seinen Kaffee, packte ein tüchtiges Frühstück ein und verabschiedete sich in freundlicher Weise, nachdem er Elisabeth auf ihre Frage Aufklärung über den Zweck seines Weges gegeben hatte.

„Ei, ei, Kindchen,“ begann Sabine, „Sie ahmen ja ganz Ihrem Herrn Onkel nach, der auch ohne Frühstück in aller Frühe in den Wald hineinflüßt und sich ohne eine Tasse guten Kaffee zu behelfen weiß, so gern er ihn auch sonst trinkt. Der Herr Oberförster leidet es nie, daß ich, wenn er so zeitig in den Wald geht wie heute, früher aufstehe als er, und es wäre doch besser für ihn, er tränke erst etwas Warmes, ehe er so hinaustritt in die frische Morgenluft.“

„Der Onkel will Ihnen jedenfalls die Morgenruhe nicht rauben,“ erwiderte Elisabeth, — „denn es lastet doch ziemlich viel auf Ihren Schultern.“

„Denken Sie, Kindchen, daß ich schlafen kann, wenn ich den Herrn Oberförster aufstehen und aufbrechen höre?“ fragte die Alte. Aber nein, ich muß in den Federn bleiben!“

„Der Onkel wird hierzu wohl seine Gründe haben,“ entgegnete Elisabeth. „Aber da fällt mir ein, Jungfer Sabine, daß ich Sie um Rat fragen möchte.“

„Mich? Um Rat! Fragen Sie immer drauf los. Wo

ich raten und helfen kann, da bin ich stets bei der Hand," sagte die Alte gespannt.

"Vor zehn Minuten ungefähr traf ich Bertha in der Waldlichtung, von der aus man Schloß Lindhof sehen kann; sie wollte sich anfänglich verbergen, aber da sie sich von mir bemerkt sah, trat sie auf mich zu, war sehr unfreundlich und drohte mir, mich zu verderben, wenn ich im Forsthaufe von unserer Begegnung erzählen würde."

Sabinens freundliche Gesichtszüge verdüsterten sich — „Ach, das ist ein rechtes Leiden mit dem starrköpfigen Mädchen," klagte sie.

„Thut denn Bertha etwas Unrechtes, daß sie sich fürchten muß?"

„Unrechtes? Das will ich gerade nicht sagen, — aber sie verkehrt zuweilen auf dem Schlosse bei dem gnädigen Fräulein und der stolzen Frau Baronin und übernachtet dann öfters bei der Kammerjungfer auf dem Schlosse. Der Herr Oberförster hat es ihr, als er es bemerkte, auf das strengste untersagt und ihr Strafe oder gar Entfernung aus seinem Hause angedroht, wenn sie es wieder thue; aber das Mädchen ist wie vom Teufel besessen mit seinem Eigensinn."

„So meinen Sie wohl, daß ich am besten die Begegnung mit Bertha verschweige?"

„Wenn der Onkel Sie nicht selbst darnach fragt, so schweigen Sie lieber. Ich will Bertha noch einmal tüchtig vornehmen; vielleicht bessert sie sich doch noch."

„Das wünsche ich und hoffe ich auch," bestätigte Elisabeth, „und so will ich dem Onkel vorläufig lieber nichts sagen. Ich denke, Bertha droht mir bloß so lange, bis sie überzeugt ist, daß ich sie um gar nichts beim Onkel verkürzen will."

„Recht so, Kindchen! — Aber hören Sie, bei Ihnen oben wird's lebendig, und da mir das Treppensteigen etwas schwer zu werden anfängt, so können Sie gleich den Kaffee für Vater, Mutter und Bruder mit hinauf nehmen."

„Mit tausend Freuden! Stellen Sie mich überall an, wo ich Ihnen helfen kann. Von der Küche verstehe ich überhaupt noch sehr wenig, ich verspüre aber große Lust, recht viel von Ihnen zu lernen, Jungfer Sabine. Guten Morgen.“

Nach diesen Worten ergriff Elisabeth das Kaffeebrett, und sink wie ein Eichhörnchen eilte sie die Treppe hinauf, um mit den Ihrigen gemeinschaftlich Kaffee zu trinken und von dem wundervollen Spaziergange mit dem Onkel zu erzählen. Der kleine Ernst lauschte mit leuchtenden Augen bei Elisabeths Worten, und kaum hatte sie ihren Bericht geendet, als er sie dringend bat, mit ihm nach der Waldlichtung zu gehen, von der aus man Schloß Lindhof liegen sehen könne; da Elisabeth eine liebevolle Schwester war, so erhörte sie natürlich des kleinen Wittstellers freundliches Ersuchen, während Vater und Mutter mit dem Auspacken von Wäsche und Kleidungsstücken, die sie zum morgenden Pfingstfeste gebrauchen wollten, sich beschäftigten.

Noch vor Tisch kehrte der Oberförster mit seinem Gehilfen Kleemann aus dem Walde heim, und auch der schwarze Kellermann brachte bald darauf von dem Gerichte einen großen verrosteten Schlüssel, mit dessen Hilfe das alte Schloßthor von Gnadeck geöffnet und gezwungen werden sollte, die seit Jahren geheimnißvoll verborgenen Bauten den Augen der nunmehrigen Besitzer preiszugeben.

Um zwei Uhr nachmittags brach die Gesellschaft auf, an deren Spitze der schwarze Kellermann als Wegweiser und ein aus dem benachbarten Dörfchen Linddorf als Sachverständiger herbeigerufener Maurer marschierten, dann folgten der Oberförster und Elisabeth mit ihren Eltern, während Ernst beim blonden Kleemann als Hauswache zurückblieb und demselben beim Putzen und Reinigen von des Onkels prächtigen Büchsen und Flinten kleine Handreichungen zu leisten hatte, worüber er sich königlich freute.

Schloß Gnadeck lag kaum fünf Minuten vom Forsthaufe

entfernt auf einem kleinen rings vom Wald umstandenen und auch mit Bäumen bewachsenen Hügel. Der Weg nach demselben war in recht gutem Stande — freilich hatten seit einigen Wochen des Oberförsters beide Gehilfen jede freie Stunde darauf verwandt, denselben in einen passierbaren Zustand zu versetzen, sonst hätte wohl vorläufig kein weiblicher Fuß denselben beschreiten können, ohne links und rechts an einem Dorn oder sonst einem Strauche sich zu verlegen. Der Hügel war nach kurzer Rast erstiegen, und so stand man vor dem verschlossenen Ziele der heutigen Wanderung, an dessen Thore das Gerichtssiegel von W. klebte, wenn es auch vor Schmutz und Moos kaum noch als ein Siegel zu erkennen war.

„Kellermann,“ begann der Oberförster, „haben Sie denn Ihren Zauberschlüssel ordentlich eingeeölt? Wir werden das alte Uding von Schloß, das Wind und Wetter beinahe unkenntlich gemacht haben, sonst gar nicht aufbekommen.“

„Ordentlich eingeeölt, Herr Oberförster,“ rapportierte der Gehilfe, „und obendrein noch ein Fläschchen mit Öl eingesteckt.“

„So? Nun, Frau Schwägerin,“ fuhr der alte Forstmann scherzend fort, „Du bist die Schloßherrin und Burgfrau, Dir gebührt es, das Thor Deines Besitztums zu öffnen und uns alle zum Eintritt einzuladen.“

„Du bist das Oberhaupt der Familie, lieber Schwager, willst Du das nicht lieber an meiner Statt übernehmen?“ entgegnete die Aufgeförderte.

„Nicht um die Welt,“ lachte der Alte, „das muß eine Frauenhand sein — also mußt Du daran, Goldelse, um den Schatz zu erschließen und zu heben.“

„Wenn es nicht anders geht, so geben Sie her, Kellermann,“ versetzte Elisabeth und nahm den Schlüssel tapfer zwischen ihre zarten Finger. Glücklicherweise brachte sie auch den Schlüssel in die Schloßöffnung, aber ungeachtet aller ihrer Kraftanstrengungen wollte sich der Schlüssel nicht drehen

lassen. Sie verlor indessen nicht die Geduld, sie ölte das Schlüsselloch mit einer Taubensfeder tüchtig ein und wirklich,



nach vielleicht weiteren fünf Minuten

vermochte der Schlüssel in der That das Schloß zu öffnen. Gewonnen war jedoch hierdurch noch nicht das geringste, das Schloß war zwar offen,

aber das Thor bewegte sich nicht. Da half denn ein kräftiger

Ruck des Oberförsters nach; entsetzlich in seinen Angeln kreischend flog das Thor weit auf und gestattete einen freien Blick in das

Innere des Hofes, das allerdings mehr einem undurchdring-

lichen Gewirr von ineinander gewachsenen Pflanzen, Sträuchern, Bäumen und wucherndem Unkraut als einem Schloßhofe gleich.

„Wie kommen wir denn hier herein?“ fragte Frau Ferber.

„Halt! ich hab's,“ rief Elisabeth, „hier an der Seite hin läuft ein gepflasterter Weg, der von Unkraut ziemlich frei ist; auf diesem können wir gewiß an das gegenüberliegende Schloßgebäude gelangen und unsere Untersuchungen beginnen.“

„Gast recht, Goldkind,“ rief der Oberförster. „Allons, Kellermann, den Hirschfänger gezogen und jeden Zweig oder Dornbusch weggehauen, der irgend Verlangen tragen sollte, die leichten Kleidchen unserer weiblichen Begleitung für sich in Beschlag zu nehmen.“

Der Forstgehilfe mußte tüchtig um sich hauen, um seinen Nachfolgern freie Bahn zu verschaffen; aber allmählich ging es besser, und nach etwa einer Viertelstunde standen alle vor einem großen offenen Hauseingange, in welchem eine große steinerne Treppe nach dem Innern führte. Leider zeigte sich im Hause nur ein Bild der Verwüstung und Zerstörung: der Einfluß der Witterung, des Regens und Sturmes hatte hier grauenvoll gewaltet und alles, außer den freistehenden Mauern, in Trümmer und Ruinen umgewandelt. In den offenen Fensterhöhlen wucherten üppige Dornenranken, und in den Stubenwänden klasten weite Mauerrisse, so daß man Wochen und Monate, ja Jahre dazu hätte verwenden müssen, um die Zimmer wieder in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen, und der Gefahr überhoben zu sein, plötzlich ganz unvermutet aus der zweiten Etage in die erste zu versinken. Die Tritte der vier Männer hallten dumpf und hohl in den Räumen wieder, und manchmal pfiff der Wind eine helle Melodie dazwischen. Immer bedenklicher wurden die Mienen der Männer, immer besorgter die Blicke von Mutter und Tochter, als man am letzten Zimmer angekommen auf den

Ausspruch des Maurers: „Hier ist es gefahrdrohend, länger zu verweilen!“ sich zum Rückzug bequemen mußte.

„Hm! Hm!“ brummte der Maurer, ein sonst ruhiger und verständiger Mann, vor sich hin, „habe doch immer sagen hören, daß hier sich noch ein neuer Anbau befinden soll.“

„Freilich!“ bestätigte der Oberförster, „ein neuer Anbau. Meiner alten Sabine Mutter will ja als junges Mädchen selbst darin ein- und ausgegangen sein, wenn sie die Milch dahin trug.“

„Ja, wie sollen wir aber dahin gelangen; es findet sich hier doch keine Thür oder ein verschlossener Gang vor, der hinüberführen könnte,“ bemerkte Ferber nach einigem Zögern. „Ich habe fast an allen Wänden angeklopft, aber keine giebt einen hohlen Ton von sich.“

„Da müssen wir jedenfalls versuchen, von der anderen Seite in das Schloß zu gelangen“ bemerkte der Oberförster.

„Herr Oberförster,“ begann der Maurer wieder, „wenn an ein Haus ein neuer Flügel angebaut wird, so wird er auch stets mit dem alten Gebäude in Verbindung gebracht. Es wäre ja sonst sehr unbequem für die Bewohner.“

„Aber wo in aller Welt soll denn diese Verbindungsthür sein?“

„Hier! Jedenfalls hier!“ rief Elisabeth. „Hier ist ein Brett in der Wand — es klingt wie starkes Holz, wenn man darauf schlägt.“ Das junge Mädchen war in eine kleine Wandvertiefung getreten, welche die Männer alle übersehen hatten.

„Richtig, hier wird es sein! Das Fräulein ist klüger, wie wir alten Männer,“ sprach der Maurer erfreut; „wir sind hier auf der Ostseite und an dieser Seite des alten Schlosses soll der neue Flügel angebaut sein.“

Die Nische war ziemlich finster, man konnte nichts Genaueres erkennen und mußte einen Wachsstock anbrennen, welchen

der vorsichtige Kellermann in seine Jagdtasche eingesteckt hatte. Sobald das Licht brannte, fand der Maurer auch das unter Schmutz verborgene Thürschloß und theilte seine Entdeckung mit.

„Haben Sie auch den Schlüssel dazu?“ fragte Ferber.

„Nein! hier ist nichts zu sehen,“ lautete die Antwort zurück.

„Gewalt ist das beste Mittel, wenn nichts mehr helfen will!“ sprach entschlossen der Oberförster. „Haben wir denn kein Brecheisen bei der Hand?“

„Nein! Herr Oberförster,“ erwiderte der Maurer, „aber die Thür giebt nach innen nach, und wenn Sie nur ein wenig nachhelfen wollen, so heben wir dieselbe aus den Angeln oder sprengen sie.“

Wenige Stöße mit den Füßen genügten, um die Thüre weit aufspringen zu lassen. Hatte die auf der Entdeckungsreise begriffene Gesellschaft bisher durch die vielen Mauer-sprünge die frische Waldluft in vollen Zügen genossen, so drang ihr jetzt durch die aufgesprungene Thür ein starker Moderduft entgegen, wie er nur aus einem jahrelang verschlossen gewesenen Raume kommen kann. Selbst die beherzten Männer bebten augenblicklich zurück und zögerten, den unbekanntem, verdächtigen Raum zu betreten — nur Elisabeth ergriff den brennenden Wachstock und schritt vorsichtig über die Thürschwelle in das entdeckte Zimmer; ihr Vater folgte ihr zuerst nach.

„O!“ rief sie fröhlich, „hier sind ganze Glasfenster und Jalousien vor denselben, hier muß es prächtig sein, wenn die frische Luft herein kann.“

Die Männer traten nun auch ein, öffneten mühsam die Fensterflügel, zogen die klappernden Jalousien hoch, und herein stutete plötzlich ein ganzes Meer von Licht und frischer belebender Luft, vor welcher der Moderduft gar bald zu entfliehen schien. — Das aufgefundene Zimmer war vollständig möblirt, zwar nicht modern, aber nach Entfernung des

Staubes, des Schmutzes und Moders schienen die sämtlichen Möbel noch sehr gut brauchbar und auch in gutem Zustande zu sein. Alles stellte sich als gut erhalten heraus, mit Ausnahme der Tapeten, welche von den Wänden haltlos herabhingen und im Verein mit dem angesammelten Schmutz diesen beinahe betäubenden Modergeruch hervorgerufen hatten; in aller Zügen leuchtete sichtbare Freude, als Frau Ferber zufrieden in die Worte ausbrach: „Hier werden wir wohnen können und eine Heimat, einen eigenen Herd unser Besitztum nennen!“

„Gott sei gepriesen!“ fügte ihr Gatte hinzu. „Jetzt bin ich aller Besorgnis überhoben, daß ich durch unser Hierbleiben jemand beschwerlich fallen könnte.“

„Nur nicht voreilig,“ bemerkte der Oberförster, „in dieser einen Klause habt Ihr nicht genügend Raum; es müssen sich noch mehr Zimmer vorfinden, wenn Ihr vier Menschen bequem wohnen wollt.“

„Unsere Vorfahren werden doch wohl nicht blos ein Zimmer angebaut haben,“ rief Elisabeth und stand bereits wieder vor einer in der Wandfläche tief gelegenen Thüre. „Jetzt dürfen wir die Thüre nicht aufsprengen, ohne unser Eigentum zu verletzen.“ Der Drücker gab nach, die Thür öffnete sich und ein zweites Zimmer ward gefunden. Als Pfadfinder ging Elisabeth voraus.

Wiederum befand man sich in einer größeren dunklen Stube mit zwei Fenstern, deren eins durch einen langen Gegenstand verstellt und nicht zu öffnen war, während das andere ohne Mühe Licht genug durchließ, um ein mit drei mächtig hohen Himmelbetten und auch sonst sehr bequem ausgestattetes Schlafgemach erkennen zu lassen. Die Zufriedenheit prägte sich immer lebendiger in den Mienen der Eindringlinge aus, zumal hier an den Thüren noch die Schlüssel vorhanden waren und sie ohne weitere Mühe nebenan ein schönes Speisezimmer mit vollständiger Einrichtung, sowie ein

kleineres Gemach mit einem hohen, mit kleinen und großen Büchern angefüllten Schranke vorfanden.

„Wahrhaftig, Raum genug,“ sprach Elisabeths Vater mit vollster Befriedigung, „um für mehr als sechs Köpfe Platz zu finden.“

„Erst müßt Ihr jedoch eine Küche haben, sonst taugt Eure ganze Besitzung nicht einen Pfifferling,“ lachte der Oberförster in sich hinein.

„Wird sich finden, Herr Oberförster,“ ließ sich der Maurer vernehmen; „nach hinten müssen doch auch noch Räume vorhanden sein, denn man baut niemals bloß allein eine Reihe aneinanderstoßender Zimmer.“

„Es führt auch aus jedem Zimmer eine Thür nach seitwärts,“ berichtete Kellermann, der zurückgegangen war und eine Thür öffnete, die auf einen großen Vorfaal führte und nach der Rückseite Küche und Kammern in gleich brauchbarem Zustande aufwies. Ganz in ähnlicher Weise verhielt es sich mit den über der ersten Etage befindlichen Bodenräumen; Schmutz hatte sich da ebenfalls genug angesammelt, aber das Dach und seine sonstige Beschaffenheit ließen keine einzige schadhafte, der Ausbesserung bedürftige Stelle entdecken. Man schritt nun zur Besichtigung der Parterrelokalitäten, und als die Besichtigungskommission die Treppe herabgestiegen und die mächtige Pforte geöffnet war, da breitete sich ein zwar nicht sehr großer, aber gut angelegter, doch ziemlich verwilderter Garten vor ihren Augen aus, in welchem man noch ganz deutlich ehemals gepflegte Blumen- und Rasenbeete, schöne Obstbäume und auch noch ziemlich erhaltene Wege erkennen konnte.

Elisabeth jubelte laut auf vor Entzücken und umarmte in stürmischer Weise ihre Eltern, wie ihren Onkel, welche gleichfalls alle drei die aufrichtigste Freude nicht zu unterdrücken vermochten; den etwas schräg abfallenden Garten umschloß ringsum eine Mauer, so daß von außen kein Einblick

und Zutritt zu erlangen war, indes entdeckte man bald ein Pfortchen in der Mauer, das jedenfalls in den Wald führen mußte.

„O! wie will ich da schaffen und arbeiten,“ rief Elisabeth mit leuchtenden Augen, „bis alles hier schön in Ordnung ist, damit wir dann ein Plätzchen der Erholung und des Genusses nach des Tages Arbeit für uns haben.“

„Ja, ja!“ bekräftigte ihr Vater, „hätten wir genügende Mittel, so könnte der Garten in wenig Tagen in Ordnung sein; so freilich müssen wir uns selbst helfen, und da wird wohl dieses Jahr vergehen, ehe wir wieder alles in den gehörigen Stand gesetzt haben werden.“

„Dummes Zeug, Friedrich!“ sprach der Oberförster. „In acht Tagen muß die ganze Pastete in Ordnung sein: den Garten herzustellen übernehmen ein halbes Duzend von meinen Waldarbeitern, welche sich freuen werden, einmal ein paar Tage leichte Arbeit zu haben, anstatt Bäume zu fällen und zu behauen. Die Zimmer streicht und weißt hier unser braver, fleißiger Maurer Schwarz, und die Thür, welche nach den alten Schloßtrümmern hinüberführt, mauert er einfach zu, damit dort drüben nicht etwa ein Unglück passiert.“

„Gast recht, Bruder Karl, so mag es sein,“ bestätigte der neue Forstschreiber; „Du triffst stets das Richtige. Werden Deine Leute das ohne Entschädigung übernehmen und ausführen können?“

„Mit tausend Freuden! Die Arbeiter stehen im festen Lohn und thun mir zuliebe alles, was ich Ihnen auftrage,“ entgegnete der Oberförster.

„Wird es nicht Zeit, an den Rückweg zu denken?“ mahnte Frau Ferber, „die Zeit ist sehr rasch vergangen, und die Sonne beginnt schon zu sinken.“

„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, Frau Schwägerin; sieh nur, dort hat mein Gehilfe das Mauerpförtchen geöffnet. Was haben Sie entdeckt?“

„Einen Weg, Herr Oberförster, welcher um den Berg herum bis zum alten Schloßthore führt,“ berichtete Kellermann.

„Das ist ja herrlich,“ rief Elisabeth, „da brauchen wir den Rückweg nicht durch das alte Gemäuer zu nehmen!“

Nochmals ging man an die Untersuchung der Parterreräume, in welchen man Stallungen für Pferde und Wagen vorfand, und strebte nunmehr das Forsthaus und eine stärkende Abendmahlzeit zu erreichen. Man schloß das Mauerpförtchen, durch welches alle den Ausgang nahmen, so gut es ging, und brachte auch das alte verrostete Burgthor wieder unter Verschuß; hoch erfreut über die Ergebnisse der heutigen Wanderung traten sämtliche Teilnehmer den Rückweg an.



Sechstes Kapitel.



Das heilige Pfingstfest war angebrochen, die Pfingstsonne leuchtete in voller Pracht über dem herrlichen Thüringer Walde und auch tief hinein in die Herzen so vieler seiner Bewohner. Im Forst-
hause besonders herrschte eine gehobene, festliche und wahrhaft andächtige Stimmung; hatte man doch, um

Gott so recht aus vollem Herzen für seine Gnade und Liebe zu danken, noch am Abend zuvor beschlossen, einen gemein-

samen Kirchgang nach Linddors Gotteshause zu machen und dem Gottesdienste des Pastor Erdmann, eines würdigen und überaus menschenfreundlichen Verkündigers des heiligen Evangeliums, beizuwohnen. Nur Sabine und Bertha sollten zu Haus zurückbleiben, um für die Küche und den Mittagstisch zu sorgen.

Der Oberförster und seine beiden Gehilfen bildeten in ihren Galauniformen drei stattliche Erscheinungen, und auch das Ferbersche Ehepaar hatte sich nebst Kindern in den besten Staat geworfen; für Elisabeth bestand derselbe in einem leichten weißen Kleide, einem schwarzen Spitzentuche und einem weißen, mit einem kleinen Rosenzweige geschmückten Strohhute. So ausstaffiert trat der kleine Zug seine Wanderung durch den prächtigen Wald an, wo man schon die zum Dienste des Herrn hell und laut auffordernden Glocken vom Kirchturme des eine halbe Stunde entfernten Linddorf erklingen hörte. — Noch ehe die kleine Schar aus dem Walde herausgekommen war, hatten sich, von verschiedenen Waldwegen kommend, mehrere Einwohner der benachbarten Dörfer zu ihr gesellt, deren Seelsorger gleichfalls Pastor Erdmann war; auf der Landstraße wurde der Zuwachs von zwei Seiten her immer stärker.

Die Thür der kleinen Dorfkirche war weit geöffnet, um alle die zuströmenden gläubigen Zuhörer aufzunehmen, und schon eine Viertelstunde vor Beginn des Gottesdienstes war das Gotteshaus so überfüllt, daß niemand mehr Platz in demselben finden konnte; trotzdem wollte der Andrang der Landleute noch immer nicht aufhören.

Auch der Oberförster sah sich mit seiner Begleitung genötigt, seinen Aufenthalt außerhalb der Kirche zu nehmen; aber bei dieser Gelegenheit konnte man so recht deutlich erkennen, welch großer Achtung und Beliebtheit sich dieser Mann in der ganzen Umgegend bei hoch und niedrig, wie bei jung und alt zu erfreuen hatte. Duzendweis erboten sich die Landleute, ihm und seinen Angehörigen gern Platz machen zu wollen, damit sie in die Kirche gelangen könnten; der Amtmann Voigt trat auf die Gruppe zu und lud sie ein, es sich einstweilen in seinem nahegelegenen Hause gefallen zu lassen; selbst Herr von Walde kam freundlich grüßend und bat, dem Oberförster und seinen Angehörigen die Hand reichend, in

seinem reservierten Stande Platz zu nehmen, da nur er, seine Schwester und deren Tante sich darin befänden und Raum wie Stühle noch für sechs Personen vorhanden seien.

Dankend wurde jedes Anerbieten abgelehnt. „Was viele andere mit uns zu Gottes Ehre ertragen müssen, davon wollen ich und die Meinigen keine Ausnahme machen,“ erwiderte der Oberförster. „Wir hören die Predigt stehenden Fußes und unter Gottes freiem Himmel an. Nicht wahr, meine Lieben?“

„Gewiß, Onkel,“ antwortete Elisabeth, „nur wäre es erwünscht, für die Mutter einen Stuhl zu bekommen.“

„Und Du, Herzensmädchen, sollst auch einen Sitz erhalten, oder ich nehme Dich auf die Arme und trage Dich,“ sprach Ferber spaßhaft.

„Das würdest Du nicht lange aushalten können, ich bin ziemlich schwer und ein unruhiger Geist.“

„Nein, Elschen, leicht wie ein Geist, wie eine Fee bist Du, Du Goldkind.“

„Der Herr Oberförster hat recht, Fräulein Ferber,“ bestätigte Herr von Walde, „Sie sind wie eine Sylphide.“

Die Ankunft des Pastor Erdmann unterbrach die Unterhaltung; ein milder, freundlicher Greis, aus dessen Gesichtszügen Güte und Menschenliebe leuchteten, trat an die kleine Gruppe heran.

„Grüß Gott, meine lieben Herren und Freunde,“ sprach er mit bewegter Stimme. „Das sind gewiß die lieben neuen Ankömmlinge im Thüringer Walde? Willkommen, herzlich willkommen! Ich denke, wir werden uns öfter sehen und kennen lernen und recht gute Freunde werden. Nach dem Gottesdienste machen Sie mich wohl mit Ihren werthen Anverwandten bekannt, Herr Oberförster?“

„Gewiß, Herr Pastor, das war auch meine Absicht,“ erwiderte Ferber.

„Wo soll ich aber heute mit meinen Beichtkindern nur hin? fragte besorgt der Pfarrer. „Es kann kein Mensch mehr in unser kleines Gotteshaus, und noch immer strömen Zuhörer herbei.“

„Ich wüßte wohl Rat, Herr Pastor,“ fiel Herr von Walde ein, „aber bei Ihrem Alter wage ich den Vorschlag kaum zu machen.“

„Nehmen Sie darauf keine Rücksicht, Herr Baron, ich bin Gott sei Dank noch stark und kräftig genug,“ versetzte der Pastor.

„Nun denn, wie wäre es mit einem Gottesdienste unter freiem Himmel, Herr Pastor?“ fragte der Baron.

„Das ist ein herrlicher Gedanke!“ rief Pastor Erdmann aus, und alle Umstehenden stimmten lebhaft bei. „Die Kirchenthür bleibt offen, die Orgel tönt heraus und begleitet unseren Gesang, die Lindenbäume gewähren einigen Schutz vor den Strahlen der Sonne und der kleine Hügel mit dem Kreuzchen dient für mich als Kanzel. Wenn Sie also wünschen, Herr Baron, so komme ich Ihrem Wunsche als dem meines hochverehrten Kirchenpatrons zum Besten meiner Gemeinde herzlich gern nach.“

„Dann ordnen Sie, bitte, das Notwendige dazu an, Herr Pastor,“ erwiderte Herr von Walde, „ich sähe es gerne.“

Der Schullehrer mußte hierauf den in der Kirche befindlichen Mitgliedern der Gemeinde verkündigen, daß der Gottesdienst unter den Linden dicht in der Nähe des Friedhofes abgehalten werde, da die Kirche nicht groß genug sei, um alle Herbeigekommenen in ihrem Inneren aufzunehmen. Bereitwillig folgten alle dieser Aufforderung, nur in dem Kirchenstande des Barons erhob sich Frau von Hollfeld, die Tante des Herrn von Walde und seiner Schwester Marie, mit der sie dort Platz genommen hatte, und sprach: „Das ist gewiß wieder eine von den freisinnigen Ideen unseres allmählich schwach und kindisch werdenden Pfarrers, mit

dessen Pensionierung es nunmehr die höchste Zeit wird. Du liebe Marie, wirst diese Gelegenheit benutzen, um Deinen Bruder auf eine derartige Gotteslästerung aufmerksam zu machen.“

„Wie sollte ich das vermögen, Tantchen,“ erwiderte Marie in sanftmütigem Tone; „ich finde es im Gegentheil recht verdienstlich von dem Herrn Pastor, daß er in Gottes freier Natur kirchliche Andacht hält, um alle seine Gemeindeglieder daran teilnehmen lassen zu können.“

„Du sprichst über Dinge, Kind,“ fuhr die Tante auf, „von denen Du noch keine richtige Vorstellung hast. Nur in der Kirche, im Angesicht des gekreuzigten Heilands und des unserem Gotte geweihten Tisches des Herrn kann die wirkliche Andacht in unser Herz einziehen und unser Flehen Erhörung finden. Der Pfarrer ist kein Rechtgläubiger, er ist ein Freigeist.“

„Dann müßten doch aber so viele Leute wieder fortgehen, ohne daß sie sich an der Predigt erbauen könnten,“ entgegnete schüchtern Marie.

„Besser so, als wenn mehrere Gemeinden freveln! rief Frau von Hollfeld empört. „Du mußt bei Deinem Bruder Klage erheben.“

„Wenn ich, wie Du selbst sagst, Tante, hiervon noch keine richtige Vorstellung habe,“ erwiderte das junge Mädchen, „so darf ich mich darüber auch noch nicht beschweren, und es wäre wohl das Beste, wenn Du —“

„Wahrhaftig,“ unterbrach die Tante ihre Worte in heftigem Tone, „man läßt uns hier allein sitzen und trägt die Stühle und Bänke aus der Kirche. Ein solches Verfahren setzt doch alle uns schuldigen Rücksichten bei Seite. Wir verlassen dieses entweihte Gotteshaus augenblicklich und kehren nie mehr hierher zurück, solange dieser Pfarrer hier Gottes Wort entheiligt.“

„Was soll aber mein Bruder, der uns zu folgen versprach, denken, wenn wir uns so ohne weiteres entfernt haben?“ fragte Marie.

„Rügen soll und muß er eine solche uns angethane Beleidigung! Eine solche absichtliche Verhöhnung unseres Standes und Ranges,“ lautete die Antwort der immer mehr sich in Zorn redenden Tante. „Der Hauslehrer meines Emil, Kandidat Kreuzer, wird uns in unserer Hauskapelle eine Pfingst-andacht halten und die entbehrliche Schloßdienerschaft mit daran teilnehmen lassen.“

Nach diesen Worten erhob sich Frau von Hollfeld und rauschte mit ihrem seidenen Kleide der Ausgangsthür zu, ohne daß Marie nur einen Widerspruch zu erheben wagte, obgleich sie ungern folgte. Als die beiden Damen die Kirche verließen und dem kaum fünf Minuten entfernten Schlosse Lindhof, das nur durch einen gut erhaltenen Park vom Dorfe getrennt war, sich zuwandten, waren die nötigen Vorbereitungen im Freien soweit gediehen, daß der Gottesdienst beginnen konnte. Die Orgel klang aus der Kirche deutlich genug heraus, um den Gesang der Gemeinde in feierlicher Weise begleiten zu können. Die älteren Personen saßen meist auf Stühlen und Bänken, die jüngeren standen oder hatten sich auf die Erde gesetzt. Die Anwesenheit der Verwandten des Oberförsters in der Versammlung erregte bei den Dorfbewohnern, unter denen seit langer Zeit kein neues Gesicht aufgetaucht war, große Aufmerksamkeit, und Elisabeths frohe, reizend-liebliche Erscheinung rief bei allen Anwesenden unwillkürlich ein großes Wohlgefallen wach.

Das Vorspiel der Orgel war beendet und in feierlich-andächtigem Chore stimmte die versammelte Gemeinde in gehobener Stimmung ihren gemeinschaftlichen Gesang an; als der geliebte Seelenhirte, dessen Züge ein frommer heiliger Eifer verklärte, den kleinen Hügel mit dem Kreuze bestieg, um zu seinen Weichkindern zu sprechen, da hingen aller Augen

an seinem Munde. Einfach, schlicht und schmucklos sprach er über die Entstehung des Pfingstfestes und seine Bedeutung



für die christliche Religion, aber mächtig drangen seine Worte zu den Herzen der Hörer und wußten dieselben in eine weihvolle Stimmung zu versetzen, sodaß man in den Mienen aller

Anwesenden innigste Befriedigung, wie wahres Gottvertrauen zu erkennen vermochte. Den Pastor riß sein Thema und der Umstand, unter welchem er es zu erläutern hatte, so mächtig fort, daß seine Stimme immer kräftiger ertönte und über die äußerst zahlreiche Versammlung hinweg noch zu vernehmen war.

Nach einem weiteren gemeinschaftlichen Kirchengesange und nach Ertheilung des Segens trennte sich die fromme Versammlung in gehobener Stimmung; der Pfarrer Erdmann wurde von Dank sagenden und Händedrückenden völlig umringt, er stand mit seinem ehrwürdigen weißen Haupte wirklich da, wie ein Vater unter seinen Kindern. Auch der Oberförster näherte sich mit seiner Begleitung dem Pfarrer, um ihm so recht aus Herzensgrund für die herrliche Erbauungsstunde und die wahrhaft erhebenden Worte zu danken, die als wirklicher Trost in die Brust jedes gläubigen Christen eingedrungen waren; der bescheidene Mann lehnte jedoch jedes Verdienst von sich ab, zumal ja die Anregung zu dieser kirchlichen Feier vom Herrn Baron von Walde ausgegangen und daher diesem edlen Herrn eigentlich der Dank darzubringen sei. Der Pastor verabschiedete sich, da er noch einen Krankenbesuch zu machen hatte; der Amtmann Voigt hat nun den Oberförster, seinen Besuch doch seiner Frau vorstellen zu wollen; es sei ja erst 10 Uhr, also noch Zeit genug, um zum Mittagmahl wieder im Forsthaufe zu sein. Seine Frau sei beständig im Hauswesen zurückgehalten und werde sicherlich große Freude empfinden, so liebe Gäste bei sich aufnehmen und kennen lernen zu können.

Des Amtmanns Aufforderung war so freundlich und herzlich, daß Ferber, ohne unhöflich zu sein, dieselbe gar nicht ablehnen konnte; auch war es ihm sehr erwünscht, in der Frau Amtmann für seine Schwägerin einen passenden Umgang und eine aufrichtige Freundin für die Folge zu finden, da er recht gut wußte, wie Frauen meist mittelbarer Natur

sind und deshalb gern jemand haben, mit dem sie sich aussprechen können.

„Ich glaube, Sie zögern, Herr Oberförster,“ sprach der Amtmann verwundert, „mich in meine Wohnung zu begleiten.“

„D gewiß nicht, Herr Amtmann,“ erwiderte Ferber; „ich weiß nur nicht, ob mein Bruder und seine Frau nicht nach meiner Behausung zurückverlangen.“

„Wie kannst Du das glauben, lieber Schwager,“ begann Frau Ferber; „wir werden erfreut sein, die Bekanntschaft einer achtungswerten Familie zu machen.“

„Nun gut, so folgen wir,“ entschied der Oberförster. — „Kellermann und Kleemann aber müssen nach Hause, um unsere Sabine über unser langes Ausbleiben zu beruhigen. Zu Mittag werden wir pünktlich zu Hause sein.“

„Wenn Du es erlaubst, Mama, so gehe ich mit nach Hause,“ bat der kleine Ernst; „Herr Kellermann will mir seine Kaninchen zeigen.“

„Gut, mein Kind; wenn Dich die beiden Herren mitnehmen wollen und Du recht artig sein willst,“ erwiderte die Mutter, „so sollst Du die Erlaubnis haben.“

„D, das wird herrlich werden!“ rief der Knabe; „ich habe ja noch gar kein lebendiges Kaninchen gesehen.“ Er sprang zu den Jägerburschen, erfaßte von jedem eine Hand und wanderte mit ihnen dem Walde wieder zu, während die übrigen sich nach des Amtmanns Wohnung begaben und dort durch ihr Erscheinen eine aufrichtige Freude hervorriefen. Da des Amtmanns einziger Sohn bereits beim Justizamte in W. als Aktuar angestellt war, so befanden sich die Eltern allein und hatten nur wenig Umgang. Um so erfreuter war Frau Voigt, eine so vortreffliche Dame in Frau Ferber kennen zu lernen, die in ihrer schmucklosen Einfachheit so recht für sie geschaffen war; auch Elisabeth machte mit ihrem kindlichen und natürlichen Wesen einen recht wohlthuenden Eindruck und wurde mit großer Freundlichkeit willkommen geheißen.

Während die Männer in eine gemüthliche Unterhaltung gerieten und bei einem Glase guten Weines sich niedergelassen hatten, besichtigten die Frauen die Einrichtung in des Amtmanns Hause, wobei in der sogenannten Puzstube Elisabeth der freudige Ausruf entchlüpfte: „Mama, sieh nur den schönen Flügel!“

„Es ist meines Sohnes Instrument,“ erwiderte Frau Voigt; nach seinem Weggange wird dasselbe fast gar nicht mehr benutzt. Spielen Sie Klavier, Fräulein?“

„Ein wenig,“ antwortete Elisabeth, während ihre Augen verlangend auf dem Instrumente hafteten.

„So spielen Sie uns wohl freundlichst ein Musikstück vor,“ bat Frau Voigt.

„Wenn Sie es wünschen, verehrte Frau, recht gern,“ antwortete Elisabeth und trat an das Klavier.

„Sie werden mir und meinem Manne ein wahres Vergnügen bereiten; wir haben seit länger als einem halben Jahre keinen Ton mehr gehört. — Noten haben wir freilich nicht,“ bemerkte zögernd die freundliche Frau.

„O, Elisabeth bedarf auch keiner Noten,“ warf Frau Ferber ein, „sie hat in Berlin bereits über ein Jahr Musikunterricht erteilt und wird noch Verschiedenes auswendig können.“

Überglücklich, ein so schönes Instrument gebrauchen zu dürfen, nahm Elisabeth Platz, schlug einige Akkorde an und ging dann in die einfache Melodie über: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ — das lebhafteste Gespräch der drei Männer im Nebenzimmer verstummte, und als Elisabeth darauf das herrliche Mendelssohnsche Lied: „Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ anstimmte, da kam der Amtmann leise auf den Zehen hereingeschlichen und stellte sich dicht hinter Elisabeths Stuhl, um ja keinen Ton zu verlieren; diesem folgte mit anfänglich staunenden, dann aber hell auf-

leuchtenden Augen der Oberförster und blieb gleichfalls wie gebannt stehen — endlich nahte sich auch Elsens Vater.

„Else, Du bist ja ein wahres Goldkind,“ rief der Oberförster entzückt, als sie geendet hatte, nahm ihren Kopf zwischen seine beiden mächtigen Hände und küßte sie herzlich auf die zarte Stirn. — „Aber höre noch nicht auf, mein Goldelschen, sondern spiele weiter, nur weiter.“

„Und was wünschst Du zu hören, Onkel Oberförster?“ fragte fröhlich das junge Mädchen.

„Mein Lieblingslied ist und bleibt,“ antwortete der Alte, „das wunderbar schöne Lied: ‚Es ist bestimmt in Gottes Rat‘. Kennst Du dies?“



„Gewiß, Onkel!“

Alle lauschten entzückt, als Elisabeth die ersten Töne anschlug, und aller Augen wurden feucht, als sie mit ihrer zarten, aber glockenreinen Stimme die einfach rührenden Verse mit ergreifendem Gefühlsausdruck sang.

„Mädchen, Du hast ja einen wahren Schatz in Deiner Kehle und in Deiner Hand,“ jubelte der Oberförster, während der Amtmann und seine Frau aus aufrichtigem Herzen Elisabeths Eltern Glück zu dem Talente ihres Kindes wünschten.

„Wo hast Du das alles her?“

„Hier stehen meine Lehrer,“ antwortete Elisabeth, und zeigte auf ihre Eltern, „ihnen verdanke ich alles, was ich ge-

lernt und mir zu eigen gemacht habe;" bewegt schloß sie beide in ihre Arme.

Inzwischen war die Zeit verstrichen, die man bis zum Mittag noch frei hatte, um rechtzeitig wieder im Forsthaufe zu sein; so schwer es dem Oberförster auch wurde, zum Aufbruch mahnen zu müssen, es mußte endlich doch geschieden sein; man trennte sich aber in der frohen Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.



Siebentes Kapitel.



Schloß Lindhof war reizend gelegen. Auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines schönen und mit reichen Anlagen versehenen Parkes thronend, der bis dicht in die Nähe des Ortes Linddorf reichte, war es im Rücken und zu seinen beiden Seitenflächen von hohem und schönem Waldbestande umgeben. In diesem Walde waren einige Lichtungen angebracht, damit man sich vom Schlosse aus auch einen Ein- und Durchblick ermöglichen konnte. An der Frontseite des Schloßes führte eine große Freitreppe in die hellen Parterreräume des Saales, welcher dem Baron von Walde, seiner Schwester Marie, einem schönen, 16jährigen, aber kränklichen Mädchen, und seiner Tante, der uns bereits bekannt gewordenen Frau von Hollfeld, zum Speise- und Musiksaal diente. Nach dem Walde zu lagen die Wohn- und Schlafzimmer für die Herrschaft und die für den Haushalt erforderlichen Räume. Das obere Stockwerk bestand gleichfalls aus einem großen, geschmackvoll ausgestatteten Saale, sowie verschiedenen Fremdenzimmern, die obere Etage war indessen nur im Gebrauch, wenn irgend eine größere Familienfestlichkeit abgehalten wurde, oder Besuch im Schlosse anwesend war. Das zum Haushalte des Barons nötige Personal, unter welchem sich der Hauslehrer des kleinen Emil von Holl-

feld, ein Inspektor, einige Kammerjungfern und mehrere Diener befanden, hatte seine Wohnungen in einem Seitengebäude, das dicht an die Rückseite des Schlosses angebaut war und gleichfalls ansehnliche Räumlichkeiten enthielt.

Still und friedlich lag das Schloß mit seiner Umgebung, als am Morgen dieses ersten Pfingsttages Frau von Hollfeld, gefolgt von Fräulein von Walde, in aufgebracht und grolender Stimmung durch die Gänge des Parks nach der Freitreppe zueilte. Noch hatte sie die oberen Stufen der Treppe nicht erreicht, als die Saalthür aufgerissen wurde und ihr ein kleiner, etwas verwildert aussehender Knabe mit dem Rufe entgegenprang:

„Ach, Mama, ist das gut, daß Du kommst, ist das schön!“

„Warum denn, mein Emil?“ fragte die Baronin.

„Der Kandidat ist heute zu langweilig,“ antwortete Emil, „und verlangt von mir, daß ich an diesem schönen Morgen ein Lied aus dem Gesangbuch auswendig lernen soll.“

„Da hat der Kandidat vollkommen recht,“ hielt die Baronin schroff ihrem Knaben entgegen; „es ist ein heiliger Tag heute, an dem man Gott dienen muß. Gehorche, sogleich.“

„Aber, Mama,“ entgegnete der mehr kluge, als wohl-erzogene Knabe, „Du dienst ja dem lieben Gott auch nicht; Du bist aus der Kirche fortgegangen und hast die Predigt nicht mit angehört, weil es Dir dort ebenfalls zu langweilig geworden ist.“

„Entferne Dich sofort, Emil,“ herrschte die Mutter ihren lebensfrohen Sohn an, „laß Dich von Minna sorgfältig ankleiden und lehre zu Herrn Kreuzer zurück. Cousine Marie und ich selbst, wir werden an einer Erbauungsstunde teilnehmen.“

Betrübt schlich Emil von dannen, nachdem er noch einen hilfesuchenden Blick auf Cousine Marie geworfen, von der er Rettung erhofft hatte; aber diese gestattete sich nur zu flüstern:

„Tantchen, wie kannst Du dem Kinde seine Pflingstfreude so verkürzen wollen; Emil hat so sehr wenig Vergnüßen, zumal Du ihm nicht erlaubst, einen Spielgefährten zu haben.

„Mit wem soll mein Sohn, der künftige Baron Hollfeld, hier wohl umgehen?“ fragte die Baronin stolz zurück. „Giebt es in unserer Gegend einen einzigen Knaben, der mit Emils Stande und Range sich messen könnte?“

„Ein Kind will fröhlich sein und spielen,“ erwiderte Marie, „und fragt in Emils Alter nicht viel nach Rang und Stand.“

„Streiten wir hierüber nicht, liebe Marie,“ sprach Frau von Hollfeld etwas milder; „bist Du erst in meinem Alter und hast so viel Erfahrungen gesammelt als ich, dann wirst Du auch anders fühlen und denken lernen.“

„Gnädige Frau,“ meldete die Kammerjungfer Minna, „Bertha Köhler, welche schon am Freitag Abend hier war, aber nicht vorgelassen werden konnte, ist auf dem Schlosse und fragt an, ob sie der Frau Baronin einen guten Morgen wünschen darf.“

„Laß sie herein, Minna,“ befahl die gnädige Frau, „ich will sie auf einige Minuten annehmen.“

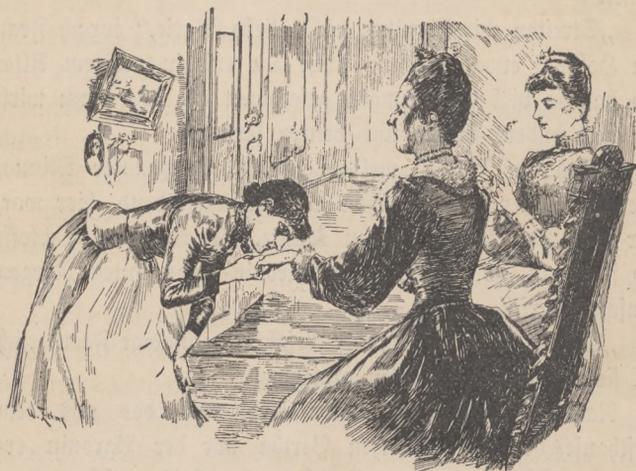
Nach wenigen Augenblicken sehen wir das aus dem Forsthause bekannte Mädchen Bertha vor der Baronin erscheinen. Berthas trotziger Gesichtsausdruck ist verschwunden, ein freundliches Lächeln umspielt ihren Mund, ja, wir glauben, eine andere Person vor uns zu haben. Nach einer tiefen Verbeugung schritt Bertha zunächst auf die Baronin zu, um ihr unterwürfig die Hand zu küssen, und verneigte sich dann respektvoll vor dem Fräulein.

„Was bringst Du mir, Kind?“ fragte die Baronin herablassend.

„Ich war bereits am Freitag Abend hier, um der gnädigen Frau Baronin meinen schuldigen Respekt zu erweisen,“ antwortete Bertha äußerst geschmeidig, „konnte leider aber

zu meinem herzlichsten Bedauern nicht vorgelassen werden. Da ich heute Morgen nicht mit zur Kirche gehen durfte, bin ich nach dem Schlosse gegangen und nun so glücklich, die gnädigen Herrschaften anzutreffen. Der erwartete Besuch im Forsthaufe, der künftige neue Forstschreiber Ferber, ist mit seiner Frau und zwei Kindern am Freitag Nachmittag eingetroffen und hat dort Wohnung genommen.“

„So so! Und was sind das für Leute?“ fragte neugierig und herablassender werdend, Frau von Holfeld.



„Arm und dürftig scheint die ganze Familie zu sein,“ berichtete Bertha; „die beiden Eltern sehen aus, als wenn sie sich nie hätten satt essen können. Die Tochter aber, ein flachshaariges und leichtfertiges Mädchen, scheint keine Not gelitten zu haben, sie ist sehr zudringlich und ungebildet. Zweimal hat sie mir vergebens ihre Freundschaft schon angetragen, aber erst muß ich erfahren, ob sie auch fromm und gottesfürchtig ist; eher will ich mit ihr keinen Umgang haben.“

„Brav, mein Kind,“ warf die Baronin ein.

„Auch einen mutwilligen Knaben von sechs Jahren haben

sie mitgebracht," fuhr Bertha fort, „der immer nur von Schießen und auf die Jagd gehen spricht.“

„Und wie benimmt sich der Oberförster gegen seine Verwandten?“

„O der schwimmt in einem Meere von Bönne und hat schon der flachshaarigen Dirne den Namen ‚Goldelshen‘ beigelegt.“

„Gahaha," lachte die Baronin ärgerlich, „einen solchen Namen für ein gewöhnliches, bürgerliches Mädchen!“

„Das habe ich mir auch gesagt," bestätigte Bertha, „aber hoffentlich soll die Freude nicht lange dauern, wenn sich Elisabeth nicht ändert. Dafür will ich sorgen.“

„Und wollen denn die Leute bei Euch im Forsthaufe wohnen bleiben?“ forschte die stolze adelige Dame weiter.

„Nein, sie wollen das alte zerfallene Nest, die Burg Gnadeck, beziehen, welche der Frau Forstschreiberin gehören soll.“

„Wie!" rief die Baronin erstaunt. „So wäre dieselbe ein geborenes Fräulein von Gnadewitz?“

„Das weiß ich nicht und ist auch wohl kaum glaublich — aber einen Schlüssel haben sie gestern vom Amte holen lassen und sind mit einem Maurer zur Besichtigung der Burg ausgezogen.“

„Und was haben sie gefunden?“

„Mehrere gut erhaltene Zimmer und einen schönen Garten; es soll alles in den schönsten Stand gesetzt und bezogen werden. — Jetzt muß ich aber zurück nach dem Forsthaufe, damit ich nicht vermißt werde und nicht wieder vom Oberförster Vorwürfe erhalte.“

„Recht, mein Kind, gehe und gieb ja genau acht, daß im Forsthaufe nichts geschieht, was gegen Gottes Gebote verstößt. Wenn Du aber etwas entdeckst, so teile uns es ohne weiteres mit, damit wir Maßregeln dagegen ergreifen können," sprach die Baronin wehevoll und reichte dem Mädchen die Hand zum Kusse dar.

Bertha drückte eifrig einen langen Kuß auf die Hand der Dame und empfahl sich unter tiefer Verbeugung auch bei Fräulein von Walde.

„Es will mir scheinen, beste Tante,“ begann Marie, die bisher dem Gespräche keine Beachtung geschenkt zu haben schien, „als wenn Du das junge Mädchen zum Aufpaffer über seinen Wohlthäter und dessen Angehörige setztest.“

„Es ist eine gute That von mir, denn es geschieht allein zu Ehren Gottes und seiner heiligen Religion,“ fuhr die Baronin erregt auf.

„Das mag sein,“ erwiderte das Fräulein, — „aber ich bitte Dich dringend, lasse meinen Bruder nichts von solchen guten Thaten entdecken, er könnte weniger gutmütig und gefügig sein, wie ich.“

„Mit Herrn Kurt von Walde werde ich auch noch fertig werden, mein Kind,“ fuhr Frau von Hollfeld heftiger fort, — „oder wollt Ihr mich von hier vertreiben, nachdem Ihr mich kaum hierher geführt habt?“

„Wie kannst Du solch häßliche Worte aussprechen,“ bat Marie. „Wir danken ja Gott, daß Du das Opfer gebracht hast und mir und meiner Gesundheit zu Liebe in unserer Einsamkeit die schönste Zeit des Jahres verweilst.“

„Nun, dann durchkreuze auch meine Pläne und Handlungen nicht —“

Die Thür öffnete sich und Herr von Walde erschien in derselben. Erstaunt schaute er auf die beiden Damen und fragte vorwurfsvoll:

„Seid Ihr denn schon aus dem Gottesdienste zurück?“

„Wir haben vorgezogen, lieber Kurt, denselben nicht durch unsere Anwesenheit zu stören und lieber in das Schloß zurückzukehren,“ antwortete die Baronin spitz.

„Und aus welchem Grunde?“ frug Kurt die Stirne runzelnd.

„Weil Dein freisinniger und vielgepriesener Herr Pfarrer

sich erlaubte, uns in der Kirche allein sitzen zu lassen und mit seiner übrigen Herde das freie Feld aufzufuchen," lautete die zürnende Antwort. — „Ich hoffe, Du wirst jetzt endlich Rücksicht auf Deine Verwandten nehmen, dem widerspenstigen alten schwachen Mann Deine Macht als Kirchenpatron fühlen lassen und ihn ohne weiteres seines Amtes entsetzen.“

„Blos weil er Dich, beste Tante, mit Marie in der Kirche allein ließ und hundert anderen das Wort Gottes gönnte, die in der Woche wohl schwere Arbeit, aber keine Zeit haben, sich aus der Bibel vorlesen zu lassen?“

„Und Du verteidigst die Handlungsweise dieses Mannes?“

„Gewiß thue ich das! Ja ich that noch mehr, ich bin in eigener Person die Veranlassung gewesen, daß der Pastor diesen Schritt gethan hat.“

„Ja, dann muß ich mich freilich bescheiden; über die Handlungen des Herrn Kirchenpatrons steht mir kein Urtheil zu.“

„Es würde Dir wie meiner Schwester viel zuträglicher gewesen sein," fuhr der Baron fort, „dem Gottesdienste an diesem wunderbar schönen Pfingstmorgen unter den Dorfslinden beizuwohnen, als in dem engen, kaum der frischen Luft zugänglichen Kirchenstande.“

„Da hätten wir uns wohl, lieber Nefte," entgegnete die Baronin scharf, „unter die Menge gewöhnlicher Bauern stellen oder unsere Stühle uns selbst hintragen können?“

„Wäret Ihr ins Freie gekommen, um an der kirchlichen Feier teilzunehmen, so würde Euch von allen Seiten ein Sitz und jede Bequemlichkeit, die nur möglich ist, angeboten worden sein. — Doch genug von diesem unerquicklichen Thema," brach Herr von Walde kurz ab; „ich habe Euch jetzt eine angenehme Mitteilung zu machen. Ich habe in dem Forsthaufe ein junges einfaches, dem Anscheine nach gebildetes und hübsches Mädchen kennen gelernt, das vielleicht ein passender Umgang für Dich, liebe Marie, sein könnte.“

„Wirklich?“ rief Marie aus, „wir haben schon von dem Goldelschen im Forsthaufe gehört und —“

Die Baronin warf ihrer Nichte einen vorwurfsvollen Blick zu und fuhr fort: „Sind aber nach allem, was wir über das Mädchen in Erfahrung gebracht haben, durchaus nicht neugierig, dessen Bekanntschaft zu machen.“

„So! Und von wem habt Ihr denn diese unerfreuliche Botschaft erhalten?“

„Von einem vorurteilsloseren Beobachter, als es der Herr Baron von Walde sein kann, von einem Bewohner des Forsthauses, der dies flachshaarige Mädchen schon zwei ganze Tage kennt!“ rief Frau von Hollfeld.

„Doch nicht von jenem unheimlichen Wesen,“ fragte der Baron weiter, „das unter Euren Augen die Maske der Demut und Frömmigkeit trägt und seinem Wohlthäter gegenüber trotzig und hochmütig ist. — Ich will Dir, Tante Hollfeld, keine Vorschriften über Deinen Umgang machen, aber eine genauere und sorgfältigere Prüfung Deiner Umgebung dürftest du doch wohl empfehlenswert sein.“

„Du bist sehr besorgt um mich, bester Kurt,“ antwortete die Baronin; „meine Umgebung ist eine christlichfromme und wohlgeprüfte.“

„Gut für Dich, wenn es so ist und Du keine trüben Erfahrungen machst. — Ich will das junge Mädchen im Forsthaufe genau beobachten und dann erst ein weiteres Urtheil fällen; indessen bitte ich Dich, auch Deinerseits in Deinen Äußerungen etwas vorsichtiger zu sein und nicht mit Personen zu verkehren, die sich zu allerlei verfänglichen Dienstleistungen gebrauchen lassen.“

Nach diesen etwas scharf betonten Worten empfahl sich der Baron unter dem Vorgeben einer notwendigen Besprechung mit seinem Inspektor.

„Lieber Kurt,“ rief ihm Frau von Hollfeld freundlich nach, „wir haben keine Pfingstandacht gehabt. Der Herr

Kandidat Kreuzer wird in der Kapelle einen kurzen Gottesdienst abhalten. Willst Du nicht die Güte haben, daran teilzunehmen?“

„Ich werde danken müssen,“ lautete die Antwort, „und bin auch gegenwärtig nicht mehr in der richtigen Stimmung dazu.“ — Darauf ging der Baron.

„Als ob zum Gebete eine besondere Stimmung erforderlich wäre!“ fuhr die Baronin auf. „Ein gläubiges Gemüt, ein demütiges Herz muß in jedem Augenblick zum Danke gegen Gott bereit sein. Damit wir jedoch nicht um unsere Andacht kommen, so laß uns nach der Kapelle schreiten.“

Frau von Hollfeld und Marie verließen den Saal; die erstere gab auf dem Korridor ein Zeichen mit einem Glöckchen und trat darauf, gefolgt von Marie, zwei Kammermädchen und einigen Dienern, die sich rasch eingefunden hatten, in die Kapelle, in welcher sie bereits den Kandidaten vor dem Altar knieend antrafen. Er hatte die Baronin zurückkommen sehen und ihre Entzündungsworte über den Pfarrer vernommen; da er klug und gewandt war, sah er voraus, daß man seiner bedürfen würde, und nahm ohne Besinnen seinen Platz in der Kapelle am Altare ein, so daß sein Betragen weit mehr als Berechnung gelten konnte, während es die Baronin für wahre und echte Frömmigkeit auslegte.

Der Kandidat war ein recht hübscher junger Mann; er war schlank und kräftig gewachsen, hatte volles schwarzes Haar und ein blühendes Gesicht; aber ein lauerner Ausdruck, der stets in seinen Augen lag, und ein eigentümlicher Zug um den Mund gab seinem Antlitz doch nichts völlig Vertrauenerweckendes. Herr von Walde liebte seine Gesellschaft und seine Unterhaltung keineswegs, aber er behandelte den jungen Mann äußerst freundlich, weil seine Tante ihm ihr vollstes Vertrauen geschenkt hatte, und für den heranwachsenden Emil von Hollfeld ein Erzieher nötig war. Daß Kreuzer Kenntnisse und recht tüchtige Kenntnisse besaß, hatte der Baron auch auf

einige Fragen wohl bemerkt; aber an einem Gespräche, das nicht theologischen Gegenständen galt, schien er nur auf ausdrückliches Verlangen seiner Umgebung teilzunehmen und auch nur dann zu sprechen, wenn eine direkte Anfrage an ihn gerichtet wurde. Seine Vorträge, die er in der Kapelle hielt, befriedigten die Baronin im höchsten Grade, weil nach ihrer Behauptung der Geist echter Frömmigkeit in ihnen lebte, und auch Fräulein von Walde, sowie die übrigen Schloßgenossen nahmen gern an diesen teil, da der Kandidat mit wohlklingender, kräftiger Stimme den Gesang anzustimmen und zu begleiten mußte und klug genug war, die Andachten nicht über Gebühr lang auszudehnen.

Da er voll Zuverlässigkeit gegen die Baronin und auf den leisesten ihrer Winke zu ihrem Dienste bereit war, so war Frau von Holfelds Bestreben stets darauf gerichtet, ihren Schützling in ihrer Nähe zu behalten und ihn in die einträgliche Pfarre von Linddorf durch den Baron einsetzen zu lassen. Der einfache, und ihren Anforderungen nicht entsprechende Pastor Erdmann war ihr daher ein Dorn im Auge, und obwohl dieser Herr von Waldes besondere Gunst genoß, so hoffte sie doch auf eine günstige Gelegenheit, welche die Pensionierung des alten Pfarrers ermöglichen sollte. Am heutigen Morgen hielt sie den Zeitpunkt für gekommen, um ihre Absicht zur Sprache zu bringen; da sah sie durch Herrn von Waldes Aussage: er selbst habe gewünscht, daß der Gottesdienst unter freiem Himmel stattfinden solle, sich weiter als je von ihrem Ziele entfernt.

Die kirchliche Andacht des Kandidaten Kreuzer, von welcher Frau von Holfeld freilich aus Ingrimm über ihre vereitelten Pläne fast kein Wort ruhig hatte anhören können, war beendet; die Teilnehmenden hatten sich entfernt, und der kleine Emil, froh des ihm lästigen Zwanges überhoben zu sein, entschlüpfte hierbei der Aufsicht seiner Mutter und schloß sich dem Verwalter an, der zu seiner Unterhaltung die ersten

Reitversuche mit einem starken Fohlen anstellen wollte. Das war für den aufgeweckten Knaben eine wahre Pfiingstfreude, bei der er sich im Hofraume nach Herzenslust herumtummeln konnte; übergücklich strahlte sein Auge, als ihn der Verwalter, der auf dem Pferde saß, zu sich emporheben und vor sich hin setzen ließ, und mit ihm einige Male den Hof im Kreise herum durchritt.

Frau von Hollfeld freilich gewahrte von dem allen nichts, sonst wäre sie sofort verhindernd eingeschritten; sie hatte den Kandidaten Kreuzer zu sich entboten, um seine Ansichten über die für sie so ärgerlichen Vorfälle in und außer der Kirche zu vernehmen. Seiner entschiedenen Mißbilligung gab dieser natürlich den stärksten Ausdruck und erklärte seiner hohen Gönnerin auf das Bestimmteste, er werde diese Meinung direkt vor Herrn von Walde sowohl, wie auch vor dem Pfarrer Erdmann, der dem an ihn gerichteten Verlangen nicht hätte entsprechen dürfen, aussprechen. Die Baronin erklärte sich zufrieden und richtete dann die Frage an ihn:

„Wie steht es mit Ihrem Religionsunterrichte im Dorfe, Herr Kandidat?“

„Der Gedanke, Frau Baronin,“ antwortete Kreuzer verbindlich, „der von Ihnen ausging, den Dorffindern, namentlich den Mädchen, an den schulfreien Stunden Mittwoch und Sonnabend nachmittags Unterricht in Gottes Wort erteilen zu lassen, ist auf segensreichen Boden gefallen. Über mehr als zwanzig Mädchen nehmen daran teil, und zwar besonders von dem Augenblicke an, wo ich den Leuten die Mitteilung zukommen ließ, daß diese Stunden unter Ihrem persönlichen Schutze, Frau Baronin, stünden und Ihrem frommen Geiste ihren Ursprung verdankten.“

„Und in welchem Hause halten Sie Ihre Unterrichtsstunden?“

„Bei dem Vater unseres Verwalters, dem Bauer Heine, der meinen Vorstellungen willig Gehör gab.“

„Und wie stellt sich der Pastor Erdmann zu Ihnen?“

„Er scheint erfreut über meine Bestrebungen und läßt mich ruhig gewähren, hat denselben aber noch nie beigewohnt.“

„Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden, Herr Kandidat,“ erwiderte Frau von Hollfeld geschmeichelt und herablassend. Darauf reichte sie ihm ihre Hand zum Kusse dar, als einen Beweis, daß die Unterredung beendet und er verabschiedet sei.



Achtes Kapitel.



Nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Mittagmahle begab sich der Forstschreiber mit seiner Elisabeth nach Burg Gnadeck, um dieselbe in aller Ruhe in Augenschein zu nehmen und über ihre einzelnen bewohnbaren Räume die einstweiligen nötigen Bestimmungen zu treffen.

Die Sonne brannte ziemlich heiß herab, so daß der schattige Wald angenehme Kühlung bot; im Laube und in den Zweigen der Bäume herrschte eine lautlose feierliche Stille und ein solcher Friede rings in der Natur, daß oftmals die beiden Einhererschreitenden unwillkürlich stehen blieben und sich in einem stillen, aber freudigen Entzücken anschauten.

„O, es ist herrlich hier, Papa, weit herrlicher, als es meine Phantasie mir jemals vorgespiegelt hat. Von einem solchen Waldfrieden kann niemand eine richtige Vorstellung haben, so lange er ihn nicht selbst in Wirklichkeit erlebt hat.“

„Ja, meine Tochter, das Walten der Natur in ihrer Ruhe und in ihrem Frieden ist für den empfindungsvollen Menschen ebenso großartig und bewundernswert, wie deren Wirkung in dem gewaltig entfesselten Sturme aller ihrer Elemente. Und daß uns das Glück noch beschieden wurde, den Frieden und die Freuden der Natur in dieser ihrer ganzen Größe zu genießen, das können wir, nächst Gott, meinem Bruder und seinem Landesherrn nicht genug täglich aus tiefster Brust heraus danken.“

„Sawohl, es ist ein großes Glück für uns,“ stimmte Elisabeth ihrem Vater bei, „daß Du der steten Sorge um den Erwerb des täglichen Brodes überhoben bist. So gern ich auch für Euch bis abends spät mitgearbeitet hätte, so wäre doch alles, das sehe ich ein, unzureichend gewesen, um Bruder Ernst eine Erziehung und Ausbildung zu teil werden lassen zu können, die ihn befähigt hätte, späterhin auf eigenen Füßen zu stehen, und für Dich und die Mutter in Euren älteren Jahren thätig mit sorgen zu können.“

„Habe Dank, Elisabeth, für Deine kindliche und zugleich schwesterliche Liebe,“ sprach ihr Vater und drückte ihr zärtlich die Hand. „Laß uns jetzt aber von der Vergangenheit abbrechen, um von der Zukunft zu reden. Genieße die Gegenwart voll und ungetrübt, ernste Wolken werden sich schon von selbst wieder an unserem Lebenshimmel zeigen. Sieh, dort thront unser zukünftiger Erb- und Herrscherthron; Burg Gnadecks Zinnen sehen zwar auf uns mit ernstern Mienen herab, heißen uns aber trotzdem herzlich willkommen.“

„Sawohl, lieber Vater,“ rief Else freudig aus, „und heute kommen sie mir schon nicht mehr so zertrümmert vor, wie gestern, wenigstens nicht bei ihrem ersten Anblick. Heute scheinen sie sagen zu wollen: Willkommen, Else! Lasse Dich in unserem Schatten nieder und versuche recht glücklich zu sein.“

Inzwischen waren sie bei dem kleinen Pfortchen an der Rückseite der Burg angelangt und traten in den Garten ein.

„Hier wird es, selbst wenn auch alles wieder in Ordnung gebracht ist, noch lange Zeit für uns zu schaffen und zu hantieren geben, so daß wir sobald nicht über Langeweile zu klagen haben werden,“ sagte Ferber vor sich hin.

Elisabeth wollte ihrem Vater beistimmen, aber ein leichter Schreckensruf entschlüpfte ihren Lippen, denn ein mächtiger Bernhardiner war mit einigen Säen auf sie zugesprungen und hatte sich mit leuchtenden Augen gerade vor sie hingestellt; sie faßte sich jedoch rasch, und mutig auf den Hund zuschreitend, sagte sie entschlossen: „Willst Du mir hier auf meinem Eigentum etwa den Weg streitig machen?“

Der Hund schien indessen keinen Scherz zu verstehen und bereitete sich durch lautes Gebell auf eine energische Abwehr vor, wenn nicht gar auf einen ganz entschiedenen Angriff.

„Hektor! Hektor!“ rief eine tiefe und klangvolle Männerstimme außerhalb der Mauer. „Willst Du wohl, Du unfolgsames Tier, Dich von fremdem Gut und Boden entfernen.“

— Hektor aber schien keine Lust zu haben, den Worten seines Herrn Folge zu leisten, sondern verblieb beharrlich in seiner drohenden Stellung, er schlug wiederholt an, senkte aber betroffen seinen zottigen Kopf, als plötzlich durch das kleine Pförtchen Herr von Walde erschien und mit drohend erhobener Reitpeitsche auf das große und schöne Tier zuschritt.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, mein Fräulein, daß mein Hund Sie so in Schrecken versetzen konnte, und daß ich selbst so plötzlich hier vor Ihnen erscheinen muß, um seine Unfolgsamkeit wieder gut zu machen,“ fuhr Herr von Walde fort; „aber so oft ich hier auch schon vorübergegangen bin, niemals noch habe ich das Pförtchen offen gefunden, und noch weniger habe ich hinter demselben Menschen vermutet.“

Elisabeth verneigte sich höflich; statt ihrer aber ergriff ihr Vater das Wort und erzählte Herrn von Walde, in welchem Verhältnis er und die Seinigen zu dieser Burg

ständen, sowie daß dieselbe von jetzt ab wieder bewohnt werden solle.

„Ei, so bekomme ich ja recht erwünschte Nachbarschaft,“ entgegnete der Baron. „Ich habe dieses alte Gebäude für ein verzaubertes Schloß gehalten und nicht geglaubt, daß menschliche Wesen dasselbe jemals weder betreten, noch bewohnen würden. Es muß äußerst interessant sein, ein derartiges Schloß, das länger als ein Menschenleben nicht bewohnt wurde, in allen seinen Teilen durchstöbern zu können.“

„Sollte es Ihnen Vergnügen bereiten, unseren künftigen Wohnsitz, der allerdings noch verschiedene Wandlungen durchzumachen hat, ehe wir in denselben einziehen können, mit uns gemeinsam einer Besichtigung zu unterwerfen,“ erwiderte Ferber, „so werden Sie uns willkommen sein.“

„Es würde mir eine außerordentliche Freude sein, mich Ihnen anschließen zu können; aber ich fürchte, daß mein Hektor, der mir überall hin folgt, besonders Ihnen, Fräulein Ferber, beschwerlich fallen dürfte,“ entgegnete Herr von Walde.

„D ganz im Gegenteil,“ entgegnete Elisabeth; „ich liebe große und treue Hunde; ja sehen Sie nur, Herr Baron, wir sind schon ganz gute Freunde; Hektor läßt sich von mir streicheln und schmiegt sich an mich an.“

„Und wird Ihnen Ihr Kleid durch seine Zudringlichkeit, wenn Sie es so gut mit ihm meinen, zerdrücken und beschmutzen!“

„Darüber können Sie, gnädiger Herr, ganz unbesorgt sein, warf Elisabeth lächelnd ein; „in weniger als zwei Stunden und mit wenig Mühe ist mein ganzer Anzug gewaschen, getrocknet, geplättet und wieder fix und fertig.“

Des Barons Gesicht überlief ein dunkler Schatten. „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Fräulein Ferber?“ fragte er sehr ernst.

„Wenn ich kann, herzlich gern,“ erwiderte das junge Mädchen etwas beklommen.

„Dann nennen Sie mich niemals wieder: gnädiger Herr,“ fuhr Herr von Walde fort; „es klingt mir diese Anrede wie eine Lästerung und Verhöhnung. Gnädig ist nur Gott, und wenn wir auch den regierenden Fürsten dieses Gnädigsein noch beilegen, so haben wir allenfalls einen Grund dazu, zumal ihnen das Begnadigungsrecht zusteht; allen anderen gegenüber ist diese Bezeichnung nicht am Platze. Wollen Sie, Herr Ferber, und auch Sie, Fräulein Elisabeth, mir dieses Versprechen geben, so schlagen Sie in meine dargebotene Hand.“

Bereitwillig schlugen beide ein; Elisabeths Lippen entfuhr dabei die Frage: „Wie aber sollen wir Sie denn eigentlich nennen?“

„Nennen Sie mich Herr von Walde, oder auch Herr Baron; der letztere Titel ist mir durch meine Geburt verliehen worden, und glaube ich deshalb ein Recht darauf zu besitzen. — Aber wenn Sie mir gestatten, mich Ihrer Besichtigung anzuschließen, so möchte ich Sie in Ihrem und meinem Interesse bitten, die gerade herabbrennenden Sonnenstrahlen zu vermeiden und in dem Schatten Ihrer Besichtigung Schutz zu suchen.“

Man trat in das Gebäude ein. Herr von Walde nahm mit dem sichtlichsten Interesse auch von den geringsten Kleinigkeiten Kenntnis und freute sich besonders, daß die vorgefundenen Möbel, sowie Vorhänge und Bettzeuge sich in so gutem und brauchbarem Zustande befanden. Nur über die Tapeten und Wände sprach er seine Bedenken aus und meinte, daß diese einen Aufenthalt für die nächste Zeit kaum ermöglichen würden; aber Elisabeth trat ihm sofort schlagfertig gegenüber.

„Die Tapeten,“ sprach sie, „fallen zum Opfer, sie werden herabgerissen und den Flammen übergeben; darauf wird über die Wände einige Male ein Überstrich von weißem Kalk erfolgen; unser Maurer wird auch sicher ein Muster und etwas grüne, braune, graue oder blaue Farbe besitzen, um

dieses grelle Weiß dann zu übertünchen und es nicht gar zu sehr blenden zu lassen.“

„Wollen Sie in solchen Zimmern wohnen?“ fragte Herr von Walde.

„Gewiß!“ antwortete Elisabeth, „wir sind es gar nicht anders gewöhnt, und da wir einmal hochansehnliche Burgbesitzer sind, so kennen wir vorläufig kein höheres Verlangen, als unsere Häupter unter unserem eigenen, wenn auch noch so bescheidenen Dache zur Ruhe niederlegen zu können. — Das Bettzeug, das wir hier vorgefunden haben, wird entfernt, an der Sonne gewärmt und durchlüftet und vorläufig durch unsere mitgebrachten bescheidenen Vorräte ersetzt; vielleicht können wir späterhin dann unsere bürgerlichen Gliedmaßen auf den Daunen des Herrn Hans von Gnadewitz ruhen lassen.“

„Elisabeth, treibe Deinen Scherz nicht zu weit,“ mahnte ihr Vater mit leisem Vorwurf.

„Lassen Sie Ihre Tochter,“ wehrte der Baron ab; „kann es für uns ernste Männer wohl etwas Lieblicheres geben, als frohen Jugendmut und heiteren kindlichen Sinn. Aber ich bitte, lassen Sie sich in Ihrem Vorhaben nicht stören und verständigen Sie sich zusammen über die Verwendung der verschiedenen Zimmer, denn das war ja doch wohl der eigentliche Hauptzweck Ihres heutigen Kommens.“

„Vater und ich,“ erwiderte das junge Mädchen, „sind nur hierher gekommen, um an Ort und Stelle darüber Beratung vorzunehmen, welche Vorschläge wir der lieben Mutter über unsere zukünftige Einrichtung zu machen haben.“

Es erfolgte nun eine kurze Besprechung zwischen Vater und Tochter, während welcher der Baron sich etwas zurückzog und das frühere Bibliothekzimmer näher in Augenschein nahm; man entschied sich, daß die beiden mittleren Stuben zu einem Wohn- und Arbeitszimmer des Vaters, das Bibliothekzimmer für Elisabeth und Ernst, das an die alten Burgräume stoßende Gemach zur Schlafstube für Vater und Mutter geeignet sei,

während in einem dieser Stube gegenüber, nach der Rückseite gelegenen Raume Elisabeth und Ernst ihr Schlafzimmer haben sollten, um in der Nähe der Eltern untergebracht zu sein.

„Deine Bestimmungen, liebe Elisabeth,“ begann Ferber wieder, „sind alle recht schön getroffen; aber die Herstellung sämtlicher Lokalitäten auf einmal wird bedeutend mehr Kosten verursachen, als wir zu bestreiten vermögen, selbst wenn dies in der einfachsten Weise geschieht. Dem Dunkel können wir nicht zumuten, für uns Auslagen zu übernehmen, zumal mein Gehalt nicht ausreicht, um dieselben bald wieder erstatten zu können, und bei der fürstlichen Regierung um einen Vorschuß schon jetzt einzukommen, ist durchaus nicht nach meinem Sinne.“

„Nun, so lassen wir uns zunächst nur eine Stube herstellen,“ antwortete Elisabeth, „die zu unserem gemeinsamen Nachtlager dient; dann erst lassen wir eine zweite herrichten, und so weiter fort. Der Dunkel wird uns ja während des Tages noch einige Wochen lang im Forsthaufe dulden.“

„Das schon, mein Kind, — aber der Dunkel ist weit älter, als ich, und hat sich in seine Gewohnheiten, namentlich in seine häuslichen Bequemlichkeiten so hineingelebt, daß wir ihn, wenn er es sich auch nicht merken läßt, recht beeinträchtigen; wir müssen uns eben hier zunächst behelfen, da uns die erforderlichen Mittel zu einer umfassenden Restaurierung unseres Eigentums fehlen.“

„Aber die Luft bleibt zum Wohnen hier zu dumpf, wenn wir die Tapeten nicht mit einem Male entfernen,“ bemerkte Elisabeth.

„Und die Dielen müssen auch erneuert werden,“ sprach Ferber bedenklich; „diese verbreiten eine wirklich störende Ausdünstung.“

Ein lauter Ausruf der Überraschung drang aus dem Bibliothekzimmer heraus, und gleich darauf rief Herr von

Walde aus: „Da habe ich eine ganze Reihe von Entdeckungen auf einmal gemacht.“

„Wie so?“ fragte Ferber, in das Zimmer tretend, gefolgt von Elisabeth, von der sich Hektor gar nicht trennen zu wollen schien.

„Zunächst habe ich in diesen großen Folianten eine genaue Chronik über meine eigenen Vorfahren bis zum Jahre 1680 entdeckt; ferner habe ich eine ganze Reihe seltener Bücher gefunden, welche Sie an Buchhändler zu hohen Preisen verkaufen können, und endlich scheint in diesem Schranke noch ein geheimes Fach zu sein, in welchem große Schätze verborgen liegen können. Fühlen Sie diesen Knopf hier, der unter dem Druck der Finger nachzugeben scheint, den ich aber nicht berufen bin, zur Lösung seines Geheimnisses völlig aufzudrücken. — Wollen Sie es vielleicht versuchen, Fräulein Ferber? Sie sind ja die Eigentümerin.“

Elisabeth sah erwartungsvoll auf den Schrank und trat zögernd näher, um sich von der Anwesenheit des Knopfes zu überzeugen. „Wirklich, lieber Vater, hier ist ein beweglicher Knopf. Willst Du versuchen ihn zu öffnen, oder soll ich dies thun?“

„Fürchten Sie sich, Fräulein?“ fragte Herr von Walde.

„O nein, Furcht ist mir völlig fremd,“ erwiderte die Gefragte; „aber es ist doch ein eigentümliches Gefühl, Dinge plötzlich erschließen zu können und dieselben vor Augen zu haben, die, wer weiß wie viele Jahre, jedermanns Blicken verborgen gewesen sind.“

„Versuche nur Dein Glück, mein Kind,“ sprach Ferber ruhig — „es wird ja nichts Entsetzliches sein, das sich unferen Augen darbieten wird.“

„Das Fach ist aufgesprungen,“ berichtete Elisabeth, „und ich fühle in demselben einen kalten kleinen eisernen Kasten, den ich mit einer Hand allein nicht von der Stelle zu bewegen vermag.“

„Nun so gebrauche alle beide, Elisabeth!“ gebot der Vater.

„So, jetzt geht es!“ rief das junge Mädchen freudig. „Nun so komm hervor, geheimnisvolles Gerät, tritt aus dem Dunkel der jahrelangen Nacht an das Licht des Tages und bringe uns was recht Erfreuliches zu sehen und zu hören; der Kasten ist wirklich schwer, recht schwer — gut, daß ein Tisch in der Nähe ist, auf dem ich meine Last niedersetzen kann. So! gottlob, es ist gethan.“

Auf der eisernen Platte des Kästchens war ein Zettel befestigt, auf dem in großen, unbeholfenen, aber recht lesbaren Buchstaben die Worte standen:

Von meinen Nachkommen zu öffnen!

Der Schlüssel befand sich in dem Schlosse des Kästchens.

„Sie sind der Entdecker, Herr Baron,“ begann Ferber nach einer ziemlich langen Pause des Erstaunens und sprachlosen Betrachtens, „wollen Sie uns den Inhalt des Kastens erschließen?“

„Mir steht kein Recht zu, Herr Ferber,“ antwortete Herr von Walde zurückhaltend; „ich bin kein Nachkomme dieser Burg und werde mich entfernen, um nicht vielleicht durch Zufall der Mitwisser irgend eines Familiengeheimnisses zu werden, das nur für Sie bestimmt ist.“

„Nun, ich bin ja auch kein Nachkomme,“ erwiderte Ferber, „aber ich bitte Sie herzlich, zu bleiben und Zeuge zu sein, daß hier nichts vorgeht, was das Tageslicht in irgend einer Beziehung zu scheuen haben könnte. Es ist mir sehr viel daran gelegen, wenn Sie Zeuge sein wollen, wie meine Elisabeth, als zu den Nachkommen des Geschlechtes der Gnadewitz gehörig, das Kästchen öffnen wird.“

„Wollen wir das Öffnen nicht lieber der Mutter überlassen?“ fragte Elisabeth; „sie ist doch ein direkter Abkömmling.“

„Nein, nein, die Mutter ist so leicht erregbar; besser ist es für sie, gleich die vollendete Thatsache zu erfahren.“

Nach kurzem Zögern schloß Elisabeth ohne besondere Mühe das Kästchen auf. Der erste Gegenstand, der sich den Augen der Umstehenden zeigte, war ein Schriftstück, das von derselben Hand geschrieben war, wie der außen auf dem Deckel befindliche Zettel. Unter dem Schreiben aber bligte eine ansehnliche Menge Goldmünzen und anderer Werthsachen hervor. Wenn man auch auf etwas Seltsames gefaßt sein mußte, so waren doch alle drei Personen für den ersten Augenblick ziemlich sprachlos, und es dauerte eine geraume Zeit, bis Elisabeth sich genügend gesammelt hatte und in die Worte ausbrach: „O, das viele, viele Geld! Gehört dies uns, mein lieber, teurer Vater?“

„Wem es gehört, darüber wird wohl der beiliegende Zettel die beste Auskunft erteilen,“ antwortete Ferber. „Um alles in der Welt möchte ich nicht das Geld an mich nehmen, ohne zu wissen, von wem es stammt.“

„Aber Herr Ferber,“ sprach Herr von Walde eifrig, „der Schatz gehört Ihnen, oder vielmehr Ihrer Frau Gemahlin, und niemand auf Erden wird Ihnen denselben streitig machen können.“

„Bis auf unser Gewissen,“ erwiderte Ferber. „Tritt aus dem Schriftstücke zu Tage, daß ein Unrecht mit dem Gelde zusammenhängt, oder gar Blut an demselben klebt, oder daß es den Thränen Armer und Unglücklicher erpreßt ist, dann berühre ich es nie, und auf ewig mag es in seiner Verborgenheit ruhen bleiben.“

„Oder es soll denen wieder zugestellt werden,“ fuhr Elisabeth fort, „von welchen es herrührt.“

„Darüber wird Ihnen das Schriftstück Aufschluß geben,“ bemerkte der Baron zu Elisabeth.

Elisabeth entfaltete das zusammengelegte Blatt und las mit sichtlich bewegter Stimme:

An den Finder dieser Zeilen.

Gehörst Du, dem diese Zeilen in die Hand fallen, zu meinen leiblichen Nachkommen, so betrachte sie als Dein Eigentum und als ein Vermächtnis und verfare desgleichen mit der unter diesem Schriftstücke befindlichen Summe Goldes.

Bist Du nicht meines Stammes und trägst Du Bedenken, den Besitz dieses Kästchens anzutreten, so überweise dasselbe demjenigen Gerichte, zu dem dieses Schloß gehört, und sorge für seine Verwendung zum Besten Armer und Unglücklicher.



Die in diesem Kästchen niedergelegte Summe ist wohlverworbnes Geld, das aus Familienerbstücken und Geschenken besteht, die ich im Laufe meiner Jugendjahre erhalten und sorgfältig aufbewahrt habe. Ich habe alle diese

Stücke hier niedergelegt, weil ich, der Strenge meines Vaters gehorchend, einem harten und ungeliebten Manne in weite Fernen als Gattin folgen muß und ich nicht wünsche, daß diese Sammlung, welche stets die Freude meines Lebens gewesen ist, nach meinem durch Gram und Kummer gewiß bald erfolgenden Tode in fremde Hände fallen und meinen Angehörigen entzogen werden soll.

Also möge dieser, mein bester irdischer Schatz hier ruhen und nach späten Jahren, vielleicht zur Freude und zum

Wohlergehen eines mir nachfolgenden Familiengliedes seine Auferstehung halten.

Fallen menschliche Augen jemals wieder auf meine Schriftzüge und meine Gold- und Denkmünzen, so mag der Finder ein stilles Gebet für meine arme Seele zum Vater aller lebenden Wesen emporsenden, und nach seinem eigenen Willen als berechtigter Erbe, oder nach meiner Bestimmung, wenn er kein Recht auf Erbschaft in Anspruch nehmen kann, genau verfahren. — Das walte Gott, Amen!

Geschrieben am 1. Mai 1791 auf Burg Gnaded.

Elisabeth von Gnademitz.

Eine tiefe Stille herrschte in den Räumen der Burg, als Elisabeth geendet hatte, und mit seltsam bewegten Blicken schauten sich die anwesenden drei Personen sprachlos an. Elisabeth faßte sich am raschesten und dem Willen ihrer Namensschwester folgend, faltete sie ihre Hände zum stillen Gebete für die Seele der Verewigten, während die beiden Männer ihre Häupter entblößten und gleichfalls leise beteten.

Elisabeth wechselte mit ihrem Vater einige stumme, aber glücklich strahlende Blicke und legte beide Hände auf den aufgefundenen Schatz, welchen Herr von Walde, der den Wert dieser Münzen zu kennen erklärte, genau durchzusehen und abzuschätzen gebeten wurde. Eine oberflächliche Berechnung ergab schon jetzt, daß über zweitausend Thaler in noch im Umlaufe befindlichen und überall als Zahlung verwendbaren Goldstücken vorhanden waren, während der Baron die übrigen Wertsachen nach oberflächlicher Besichtigung auf 1200—1500 Thaler taxierte. Er gab hierbei an, daß derartige Antiquitäten sein Studium und seine besondere Liebhaberei seien, und erbot sich sogar, für die genannte Summe dieselben auf alle Fälle für sich erwerben zu wollen, vorausgesetzt, daß sich niemand fände, der mehr für den Fund zu geben geneigt sei.

Elisabeth folgte den Erklärungen und Aufschlüssen, die er über die seltsamen Münzen abgab, mit großer Aufmerksamkeit und empfand mit großem Wohlgefallen, daß Herr von Walde nicht allein ein vornehmer und edler, sondern auch ein hochgebildeter und gelehrter Mann war, aus dessen Umgang sie noch sehr viel lernen könne, wovon sie bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Vor ihren Augen eröffnete sich eine herrliche und segensreiche Zukunft — waren doch durch diesen Fund, der mit vollstem Recht der Mutter Eigentum war, alle noch etwaigen Besorgnisse für die nächste Zeit und die weitere Zukunft gehoben und beseitigt. Mit diesen Mitteln in der Hand konnte die ganze Wohnung einfach, und der Gesundheit entsprechend, eingerichtet werden; damit konnte der Garten in Stand gesetzt und ertragsfähig gemacht, auch manche sonstigen Dinge herbeigeschafft werden, die das Leben angenehm gestalten. Für Ernst, ihren Bruder, war eine Summe vorhanden, die zu seiner Ausbildung gehörte, und ihre Eltern hatten für ihr Alter einen Spar- und Notpfennig.

So dachte das brave Mädchen an alles andere, nur nicht an sich selbst; sich selbst, das war ihr höchster Stolz, hoffte sie allein durch das Leben zu bringen, ohne fremder Hilfe bedürftig zu sein, und das um so besser und je eher, als sie ihre Lieben versorgt mußte.

Alle drei Personen standen in den stillen Burgräumen um das aufgefundenene Kästchen und hingen ihren Gedanken nach. Endlich nahm Elisabeth das Wort:

„Wir müssen den Schatz zunächst in Sicherheit bringen und der Mutter Ausspruch über seine nächste Bestimmung einholen, denn sie allein ist der eigentliche, direkte leibliche Nachkomme. Meinst Du nicht auch, Papa?“

„Gewiß mein Kind, aber vorsichtig müssen wir zu Werke gehen,“ antwortete Ferber, „um die Mutter nicht aufzuregen. Wie aber sollen wir Ihnen danken, Herr von Walde, daß

Sie uns durch Ihre Teilnahme und durch Ihre Umsicht in den Besitz eines so bedeutenden Vermögens gebracht haben?“

„Einfach dadurch,“ erwiderte dieser, „daß Sie mir das Vorkaufsrecht auf die alten, ungangbaren Münzen für meine Sammlung gestatten.“

„Gewiß!“ rief Elisabeth, „wir wären ja sonst die undankbarsten Menschen auf Gottes Welt, Herr Baron.“

„Wohl, so schlagen Sie ein, Fräulein, und auch Sie, Herr Ferber,“ bat Herr von Walde; ein kräftiger Handschlag besiegelte dieses Versprechen.

Man brachte das eiserne Kästchen, nachdem es seines Inhalts entleert war, wieder in seinen Verschuß, worauf Ferber den größeren, Elisabeth den geringeren Teil des gefundenen Schazes in ihren Kleidungsstücken unterbrachten. Natürlich war unter den eingetretenen Verhältnissen jetzt nicht mehr an ein weiteres Besichtigen und Beraten zu denken, vielmehr strebte man dem Forsthaufe zu, um den Angehörigen Kunde von dem unverhofften Glücke zu bringen; denn Ferber wußte recht gut, daß seine Frau, wie seinen Bruder, der gleichfalls nicht mit äußeren Glücksgütern gesegnet war, ähnliche Bedenken, wie ihn, über die Wiederinstandsetzung der Wohnräume auf Burg Gnadeck beschäftigten.

Als die kleine Mauerpforte wieder verschlossen war, empfahl sich Herr von Walde von seinen Gefährten, indem er zu Ferber sagte: „Bester Herr, ich würde Ihnen anraten, von Ihrem Funde zunächst nur Ihrer Frau Gemahlin, wie Ihrem Herrn Bruder Kenntnis zu geben, den übrigen Bewohnern aber den Vorfall geheim zu halten. Das Geschehene könnte sonst leicht Fernstehenden mitgeteilt und von diesen bis ins Fabelhafte vergrößert werden. Dadurch könnte es sehr leicht kommen, daß Goldsucher und Schatzgräber Ihrer Besingung nächtliche Besuche machen und derselben manchen Schaden zufügen. Ich für meine Person verspreche Ihnen

unverbrüchliche Verschwiegenheit, schon in meinem eigenen Interesse der Münzen wegen.“

„Ihr Rat, Herr Baron, ist in der That ein trefflicher,“ entgegnete Ferber, „ich danke herzlich und werde denselben befolgen.“

„Und werden auch Sie schweigen, Fräulein Ferber?“ fragte Herr von Walde scherzhaft weiter.

„Ich kann es,“ erwiderte Elisabeth mit fester Stimme.

Man trennte sich; während Herr von Walde tiefer noch in den Wald hineinschritt, wanderten Ferber und Elisabeth hocherfreut, aber doch fast keiner Unterhaltung fähig, ihrem alten Forsthause entgegen, in dem ein recht reges Leben zu herrschen schien.



Neuntes Kapitel.



Im Forsthaufe war lieber Besuch eingetroffen — der Herr Amtmann und der Herr Pfarrer hatten einen gemeinsamen Spaziergang unternommen, sie waren in den Wald eingetreten und so fast wie zufällig in das Forsthaus gelangt. Der Oberförster war natürlich hoch erfreut, so liebe Gäste begrüßen zu können; er bedauerte nur, daß die Familie nicht vollzählig sei, und bat, so lange zu bleiben, bis sein Bruder mit seiner Tochter zurückkommen werde. Die beiden Herren nahmen bereitwillig Platz und ließen sich eine von Frau Ferber ihnen gereichte Tasse Kaffee recht munden; sie drückten dabei ihre unverhohlene Freude aus, daß ihr kleiner Bekanntenkreis einen so lieben Zuwachs erhalten habe, und daß namentlich mit Elisabeth ein belebendes jugendliches Element in denselben gekommen sei, dem man bei seinen bedeutenden Anlagen manche schöne Genüsse verdanken werde. Besonders war der Amtmann von Elisabeths Klavierspiel und Gesang noch ganz entzückt, er versicherte dem Pastor, er wie seine Frau hätten den Vormittag über und bei Tische von nichts weiter gesprochen, als von dem prächtigen Talente des jungen Mädchens, das recht oft zu ihnen kommen müsse.

„Ja, unser Elschen ist ein wahres Goldkind,“ bemerkte der Oberförster, als sich seine Schwägerin auf einige Augen-

blicke entfernt hatte, „das kann ich wohl sagen, aber meine Schwägerin liebt solche Lobsprüche nicht; Elschen hat ein Gefühl für die Schönheiten der Natur, für jede Blume, für jedes Ding, daß es eine wahre Pracht ist. Dazu hat sie, während ihre Eltern noch in Berlin waren und sich nur mit großer Mühe über Wasser halten konnten, durch Unterrichten in Musik schon als vierzehnjähriges Mädchen zum Lebensunterhalte durch ihr Stundengeld mit beigetragen. Und wie sie in der Musik zu Hause ist, so versteht sie sich auch gründlich auf allerlei weibliche Handarbeiten, wie Stricken, Häkeln, Sticken, Nähen u. s. w.“

„Und daß sie ein echt kindliches und liebevolles Herz hat, das spricht aus jedem Zuge ihres offenen Antlitzes,“ bekräftigte der Amtmann.

„Seit zwei Tagen erst ist sie in meinem Hause,“ fuhr der Oberförster fort, „und meine alte Sabine sowohl, wie meine beiden Forstgehilfen, sind vollständig eingenommen für das liebe Kind — ja, meine Herren, denken Sie sich, selbst der sonst so zurückhaltende Herr Baron von Walde hat sie in so auffallender Weise ausgezeichnet, daß ich ganz starr war. Als wir unter der Linde unser Abendbrot verzehrten, nahm er unaufgefordert daran teil und unterhielt sich sehr viel mit ihr; als dann Elisabeth sich mit ihrem kleinen Bruder wie ein toller, ausgelassener Knabe auf der großen Wiese herumtummelte und wie ein Ziegenböckchen sprang, da rief der Herr Baron: „Fräulein Ferber, ich möchte Ihnen gute Nacht sagen.“

„Der stolze, sonst so verschlossene Mann, der so wenig Worte zu machen pflegt?“ fragte der Amtmann in gerechtem Erstaunen.

„Nun, stolz, alter Freund, ist der Baron gerade nicht,“ entgegnete der Oberförster. „Wie oft hat er sich mit mir auf meinen Waldwegen unterhalten und für die geringste Kleinigkeit das lebhafteste Interesse geäußert — dabei war von Stolz keine Spur zu entdecken.“

„Das kann auch ich bestätigen,“ bemerkte der Pfarrer, „stolz ist mein Kirchenpatron nie gegen mich gewesen und nie hat er mich fühlen lassen, daß er mein Herr ist; freilich etwas Hoheitsvolles hat er auch für mich stets gehabt, und aus diesem Grunde hat mich seine Zuorkommenheit und Liebenswürdigkeit bei dem heutigen Morgengottesdienste mehr als überrascht.“

„Die Herren haben hier wenig Umgang,“ nahm die wiedereingetretene Frau Ferber die ins Stocken geratene Unterhaltung auf. „Haben Sie keine gute Nachbarschaft in der Nähe? Ist die Schloßherrschaft ganz unnahbar?“

„Gute Nachbarn,“ erwiderte der Pfarrer, „haben wir schon; aber für einen näheren Umgang haben die Leute zu wenig Unterricht genossen.“

„Und unsere Schloßherrschaft,“ fuhr der Amtmann offen fort, „welche aus Herrn von Walde und seiner Schwester Marie besteht, wäre ja auch ganz gut, aber da ist — ich spreche ja hier zu Freunden — eine Frau von Hollfeld, die das Regiment des Hauses als gnädige Tante führt, vor der man sich nicht genug in acht nehmen kann. Sie bemuttert das junge Fräulein, das mit großer Liebe an ihr hängt, und hat durch dieses Mittel auch Einfluß auf Herrn von Walde erlangt.“

„Sie scheint aber recht fromm und gottesfürchtig zu sein,“ warf der Pastor ein, „hat sie doch durch den Hauslehrer ihres Sohnes, einen gebildeten Kandidaten der Theologie, in meinem Dörfchen einen besonderen Religionsunterricht, namentlich für Mädchen, ins Leben gerufen.“

„Nun, man soll seinem Nebenmenschen nichts böses nachsagen,“ grollte der Oberförster los, „aber ich möchte, die Gnädige wäre, wo der Pfeffer wächst. Mir hat sie viel Bitteres zugesügt; meine Verwandte, Bertha, die ich zu mir ins Haus genommen habe, hat sie hochmütig, verstockt und bitterböse gemacht. Früher war das Mädchen ganz gut und

vernünftig — aber seitdem sie im Schlosse verkehrt, ist sie wie umgewandelt. Freilich habe ich der Gnädigen einmal recht herzlich meine Meinung gesagt, als sie im Walde ihren Hund auf ein Reh hetzte; seitdem weicht sie mir auf Schritt und Tritt aus und erwidert meinen Gruß, wenn sie es durchaus nicht vermeiden kann, nur in wegwerfender Weise.“

„Der Vater und Schwester Elschen kommen!“ Mit diesem Rufe stürzte der kleine Ernst in die Stube und darauf sogleich den Ankommenden jubelnd entgegen. Die gegenseitige Begrüßung der neu gewonnenen Freunde war eine überaus herzliche, und konnte es kein Wunder nehmen, daß eine Einladung der ganzen Familie in des Amtmanns Haus erfolgte und angenommen wurde.

Der Pfarrer hatte einer kranken Tagelöhnersfrau das Versprechen gegeben, ihr noch am Abend des ersten Pfingstfeiertages einen Besuch abzustatten; er sah sich daher genötigt, eher aufzubrechen, als ihm erwünscht war; da der Amtmann den alten Herrn den Weg nicht allein machen lassen wollte, verabschiedete auch er sich gleichzeitig mit ihm, aber nicht eher, bevor man ihm das nochmalige Versprechen gegeben hatte, am Nachmittag des kommenden Tages bestimmt bei ihm erscheinen zu wollen.

Als die Herren sich beide entfernt hatten, theilte Ferber seiner Frau und seinem Bruder den Hergang über die Aufindung des Schazes und den Umstand mit, daß Herr von Walde durch eine eingehende Besichtigung des Bibliothekschrankes der eigentliche Entdecker desselben gewesen sei. Der Oberförster fühlte sich übergücklich, und Frau Ferber brach in einen Strom dankbarer Thränen aus, sie pries Gott aufs innigste und aus vollem Herzen für seine so sichtbare Gnade gegen sie und ihre Familie.

Während so reiches Glück in die Herzen der Bewohner des Forsthauses eingezogen war, herrschte auf Schloß Lindhof eine wirklich üble Stimmung. Herr von Walde war den

Maßnahmen und Urteilen der Frau von Hollfeld am heutigen Tage wiederholt entschiedener, als früher, entgegengetreten, er hatte mit den Zeichen äußerster Unzufriedenheit sein Schloß verlassen und sich dem Walde zugewandt, in welchem wir ihn bereits getroffen haben. So war der Abend herangekommen, ohne daß er zurückkehrte. Marie ängstigte sich und gab ihrer Besorgnis, daß ihr Bruder ernstlich zürne, auch deutlichen Ausdruck, ja sie hatte sogar den Mut, ihrer sonst so verehrten Tante offen in das Gesicht zu sagen, daß diese allein ihren Bruder so sehr erzürnt habe.

„Es ist meine Pflicht,“ hielt ihr die Tante aufs äußerste gereizt entgegen, „Deinen Bruder, meinen Neffen, auf seine Pflichten als Edelmann aufmerksam zu machen und ihm den Respekt einzulößen, den er mir, seiner Tante, vor allen Dingen schuldig ist — ich muß mich gegen seine Befehle auflehnen, soll die Ordnung und gute Sitte dieses Schlosses nicht untergraben werden.“

„Er ist aber doch einmal der Herr!“ entgegnete Marie sanft.

„Ich bin das älteste Familienglied in dem Geschlechte Derer von Walde, und wenn ich auch durch meine Verheirathung nicht mehr deren Namen trage, so bin ich doch durch den Tod meines seligen Gatten in unsere Stammfamilie zurückgekehrt und nehme die Rechte wieder in Anspruch, die mir zukommen. Hält der Neffe nicht auf die Vorrechte und Auszeichnungen seines ihm erb- und eigentümlichen Standes, so muß ihn seines Vaters Schwester ernst und nachdrücklich darauf aufmerksam machen!“ brach Frau von Hollfeld heftig los. „Was geht es ihn an, wie ich meinen Sohn erziehen lasse? Mein Emil soll künftighin ein echter und rechter Cavalier werden und seinem Range und Stande alle Ehre machen — zu einem Gelehrten, einem Stubenhocker, einem Naritätenkrämer soll er nicht aufgezogen werden.“

Die Flut dieser Rede wäre sicherlich noch unaufhaltfam

fortgeflossen, wenn nicht die Kammerjungfer Minna eingetreten wäre und Bertha Köhler aus dem Forsthaufe angemeldet hätte.

„Laß sie eintreten!“ befahl die Baronin noch immer in erhobenem Tone, aber doch auch nicht unzufrieden, daß ihre Verstimmung, ja ihr Zorn einen Ableiter fand, und sie eine ihr blindlings ergebene, unterwürfige Person vor sich hintreten sah. Sie empfing Bertha daher auch freundlicher wie je zuvor und hielt ihr unaufgefordert die Hand zu dem schuldigen Handkuffe entgegen. „Was bringst Du mir für Nachrichten, liebes Kind?“ fragte sie herablassend.

„Im Forsthaufe sind heute Nachmittag der Amtmann und Pfarrer angekommen; beide haben mit der Ferberschen Familie eine herzliche, rührende Freundschaft abgeschlossen und dieselbe zu morgen Nachmittag zu Amtmanns eingeladen, wofelbst eine große Festlichkeit abgehalten werden soll,“ berichtete Bertha, dann hielt sie plötzlich inne.

„Und weiter weist Du mir nichts mitzuteilen?“ fragte Frau von Hollfeld neugierig. „Nun, deshalb hättest Du Dich nicht zu bemühen brauchen.“

„Ja ich weiß nicht, ob ich das andere sagen darf,“ entgegnete Bertha stockend.

„Nur immer heraus damit, mein Kind, ich muß alles wissen, selbst wenn man über meinen Neffen und meine Nichte Ungünstiges gesprochen haben sollte.“

„Rein, von diesen hat man nur Günstiges gesprochen,“ sprach Bertha langsam und mit schlauer Berechnung, „aber der Herr Oberförster und der Herr Amtmann haben von der gnädigen Frau Baronin recht Ungünstiges gesprochen.“

„Was, von mir Ungünstiges?“ stieß die Baronin entrüstet heraus.

„Sawohl,“ fuhr Bertha fort, „und der Herr Pastor suchte die Achseln dazu.“

„Und machte der Pfarrer keinen Versuch, mich zu vertheidigen?“

„Nicht den geringsten, gnädige Frau Baronin.“

„Da hörst Du es selbst, Marie, so wagen die Untergebenen Deines Bruders von mir, der Schwester Eures braven Vaters, zu sprechen, öffentlich zu sprechen, daß es alle Leute im Hause hören können. — Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo es hier auf dem Schlosse zur Entscheidung kommen muß. Meine persönliche Ehre wird Dein Bruder wohl zu schützen und mir glänzende Genugthuung zu verschaffen wissen oder ich kann nicht länger unter seinem Dache bleiben.“ Die Baronin glaubte mit dieser Drohung das Höchste ausgesprochen zu haben, was es für sie gab.

„Darauf rechnen Sie nicht, gnädige Frau Baronin,“ entgegnete Bertha lauernd. „Der Herr Baron halten zu dieser Gesellschaft; ist er doch mit dem flachshaarigen Mädchen über eine Stunde lang in den Ruinen der alten Burg ganz allein umhergekrochen. Das habe ich im Forsthaufe laut erzählen hören, und alle freuten sich über das Interesse, welches der Herr Baron an der Familie Ferber nimmt.“

„Das ist nicht möglich! Mich mag ein Herr von Walde beleidigen lassen, aber sich selbst soweit zu erniedrigen, — das kann kein Edelmann!“ fuhr die Baronin noch heftiger auf als zuvor. „Kind, Du bleibst nicht bei der Wahrheit und übertreibst!“

„Gnädige Frau Baronin kränken mich tief,“ entgegnete Bertha verlezt. „Das habe ich nun zum Danke für meinen Eifer, der Frau Baronin dienen zu wollen. Ich setze mich dem Zorne des Oberförsters und dem Verluste meiner Stellung aus, und muß mich der Übertreibung beschuldigen lassen.“

„Nun sei nur ruhig, Kind,“ suchte die Baronin sie zu besänftigen, „so böß war es ja gar nicht gemeint. Wie soll ich aber auch sofort an so etwas Unerhörtes glauben —

freilich der romantische Sinn meines lieben Neffen hätte mir alles erklären sollen.“

„Dort kommt mein Bruder endlich!“ rief Marie freudig aus; ihr war die ganze Unterhaltung sehr peinlich gewesen; froh, sich derselben entziehen zu können, eilte sie dem Ankommenden entgegen.

„Du bleibst, Marie!“ befahl die Baronin, aber ihr noch so stark gesprochener Befehl fand diesmal kein Gehör.

„So erlauben mir die gnädige Frau Baronin auch,“ bat Bertha demüthig und dringend zugleich, „daß ich mich entferne. Ich möchte mit dem Herrn Baron hier nicht gerne zusammentreffen.“

„Du bleibst,“ sprach Frau von Hollfeld streng; „ich werde meinen Neffen auf der Stelle zur Rechenschaft ziehen und Dich ihm als Zeugen gegenüberstellen.“

„Das werden die gnädige Frau Baronin nicht thun,“ flehte Bertha, „denn dann würden Sie mir mit einem Schlage jede Gelegenheit entziehen, Ihnen für die Folge noch nützlich sein zu können.“

„Du hast wieder recht, Kind,“ stimmte die Baronin bei, „und es wäre mir dann auch jede Gelegenheit erschwert, Dich in meine Dienste nehmen zu können.“

„Und dürfte dies bald geschehen, gnädige Frau Baronin?“

„Noch in diesem Sommer. Meine Minna verheiratet sich, sobald die erforderlichen Papiere von ihrem Bräutigam eintreffen, und dann trittst Du bei mir ein.“

„Heißen, innigen Dank für diese Gnade! Mein höchster Wunsch wäre dann erreicht, gnädige Frau Baronin!“ sprach Bertha freudig und rasch. „Ich kann von jetzt ab auch weit entschiedener als bisher im Forsthaufe auftreten.“

„Aber entferne Dich, Kind; mein Nefse naht und er soll Dich nicht treffen. Auch gebrauche ich bei unserer Unterredung keinen Zeugen.“ Mit diesen Worten wurde das böse Mädchen entlassen.

Während sich Bertha so rasch wie möglich entfernte, bereitete sich Frau von Hollfeld vor, die richtige und würdevolle Miene und Haltung anzunehmen, welche sich ihrer Ansicht nach für eine Baronin ziemte, um einen Neffen in die Schranken zurückzuweisen, in denen er seiner Tante und seinem Range gegenüber sich zu halten verpflichtet war — aber die stolze und hochmütige Frau sollte sich wenigstens für heute die Ausführung ihres hochfliegenden Planes versagen müssen; denn Herr von Walde konnte sich nicht entschließen, den gemeinschaftlichen Unterhaltungs-saal aufzusuchen, und beschränkte sich für den Abend vielmehr auf sein Studierzimmer.

„Nun aufgeschoben, ist nicht aufgehoben,“ murrte die Baronin und zog sich ebenfalls in ihr Gemach zurück.



Zehntes Kapitel.



Im Forsthaufe verlief der Abend des ersten Pfingsttages in Freude und stiller Wonne, man war allseitig völlig darüber einverstanden, daß vor der Hand keine fremde Person Kunde von dem Vorfalle erhalten solle. Und wie der erste geendet, so begann in gleicher Schöne der zweite Feiertag, wenn auch vorläufig nur inbezug auf die Natur. Nur der kleine Ernst fand bei dieser stillen Freude seine Rechnung nicht. Hatten ihm gestern Morgen zwar die Kaninchen viel Vergnügen bereitet, so hatte doch sein liebster Spielgefährte, seine Schwester Else, sich den ganzen Tag über nicht um ihn gekümmert; der Versuch, sich bei der alten Sabine schadlos zu halten, mißglückte, denn diese hatte zu viel in Küche und Keller zu schaffen, und konnte sich nicht weiter mit dem kleinen Knaben befassen.

Heute früh aber, wo Elisabeth gar nichts zu thun hatte, wollte er seine brüderlichen Rechte auf sie um jeden Preis geltend machen.

„Nicht wahr, Schwester Elschen, heute spielst Du mit mir, und zwar gleich jetzt, wo noch niemand kommt und noch niemand fortgeht?“ sprach er liebkosend.

„Und was wollen wir denn spielen, Ernst?“ fragte sie zurück.

„Am liebsten Schnelllaufen,“ bat der Knabe.

„Nein, das geht heute nicht, lieber Ernst, das Schnelllaufen geht nicht ohne Hinfallen ab, und da bekommen unsere Kleider Schmutzflecken.“

„Nun dann Soldaten, Herzenselschen,“ schmeichelte der Kleine.

„Das macht zu viel Geräusch, Brüderchen, und stört den Dunkel bei seiner Arbeit,“ erwiderte Elisabeth.

„Wenn wir weit hinaus auf die Wiese gehen, dann können wir ganz laut kommandieren, und der Dunkel hört gar nichts davon,“ erläuterte Ernst.

„Nun, so wollen wir's der Mutter sagen und gehen.“

„Ja, ja! Aber dann mußt Du mir und Dir erst einen Papierhut machen, daß wir auch wie Soldaten aussehen.“

Der Knabe hat so lange und so dringlich, daß Elisabeth schließlich sich und ihm Federhüte von Papier machen und aufsetzen mußte; zwei Stöcke fanden sich an Stelle der Gewehre im Hofe vor, und hinaus ging es auf die Wiese.

„Heute, Else,“ hob Ernst an, „exerzieren wir wie die Soldaten, die wir in Berlin gesehen haben; wir machen Parademarschübungen.“

„Jawohl, aber die mußt Du kommandieren,“ erwiderte Elisabeth, denn ich kenne das Kommando nicht genau. Du kennst es doch, Ernst?“

„Ja, aber auch nicht ganz genau, das schadet doch aber nichts; nicht wahr, Elschen?“

„Nein, ich denke, es wird schon gehen, doch müssen wir uns rechte Mühe geben, wenn es gelingen soll.“

„Sind wir noch nicht weit genug vom Forsthaufe weg, daß wir den Dunkel nicht stören?“ fragte der Knabe.

„Nein, noch ganze fünfzig Schritte. Eher dürfen wir nicht kommandieren! — — — So, aber nun kann es losgehen,“ rief Elisabeth und kommandierte. „Bataillon halt! Front! Gewehr ab! Rührt Euch! — Erst ruhen wir ein

wenig von dem langen Marsche aus, dann aber fangen wir wieder tüchtig an.“

„Stillgestanden! Gewehr auf! Das Gewehr über! Faßt das Gewehr an! Präsentiert das Gewehr! Gewehr auf Schulter! Rechts um! Bataillon marsch! Links schwenkt!“ so tönte es aus Elisabeths Munde, während sie gleichzeitig mit ihrem Bruder alles ausführte, so gut es gehen wollte.

So hatten sie wohl bereits an zehn Minuten geübt und beabsichtigten eben zum Parademarsche überzugehen, als aus dem Saume des Waldes vom Schlosse her ein kleiner Knabe in Ernsts Alter geeilt kam und aus der Ferne mit sichtbarem Vergnügen dem militärischen Spiele, das mit allem Eifer getrieben wurde, zuschaute. Langsam rückte er Schritt um Schritt näher, bis er dicht unter Elisabeths Augen war, ohne daß sie jemand in Begleitung des Kleinen bemerkte, dessen Züge immer verlangender wurden.

„Willst Du mit uns Soldat spielen?“ rief Elisabeth freundlich.

„Ja!“ antwortete der Knabe rasch und stand mit wenigen Sprüngen neben Ernst, sagte dann aber ganz betrübt: „Ich habe ja aber kein Gewehr und keinen Hut.“

„Da wollen wir bald nachhelfen,“ erwiderte Elisabeth und setzte dem plötzlich wieder fröhlich aufleuchtenden Kindergesichtchen zunächst den Hut auf, dann händigte sie dem Knaben den Stock ein. „So, nun kann es losgehen.“

„Aber dann hast Du ja kein Gewehr!“ sprach rücksvoll der Knabe.

„Ich mache jetzt den Offizier, dazu brauche ich kein Gewehr!“ erwiderte Elisabeth. „Aber nun hübsch aufgepaßt, Ihr Refruten.“

„Kannst Du denn schon exerzieren?“ fragte Ernst den Ankömmling freundlich.

„Noch nicht, aber ich werde es bald lernen, da es mir gefällt,“ lautete die Antwort.

„Und wie heißt Du denn?“ fragte Ernst weiter.

„Ich heiße Emil!“ antwortete der neue Soldat.

„Und ich heiße Ernst Ferber. Wie heißt denn Dein Vater?“

„Ruhe im Gliede! Stillgestanden!“ schnitt Elisabeth das Examinieren ihres Bruders ab, der neugierig genug gewesen



wäre, dem Knaben alles abzufragen. Das Spiel nahm von neuem seinen Anfang, der Schüler zeigte sich sehr lernbegierig, und nach wenigen Minuten, in welchen man ihm nachgeholfen hatte, führte auch er alle Kommandos so schön und richtig aus, daß es eine wahre Freude war, den Kindern zuzusehen. Freilich sollte das harmlose Spiel bald eine unliebsame Störung erhalten, denn in rasender Eile kam Bertha gesprungen und schrie auf die drei Spielenden los: „Junger Herr Baron,

wie können Sie mit solchen gemeinen Kindern spielen! Hören Sie gleich auf, oder ich werde es Ihrer gnädigen Frau Mama sagen," und dabei versuchte sie dem Knaben den Stock zu entreißen. Aber da sollte sie bei Elisabeth einen unerwarteten Widerstand und eine Kraft finden, auf die sie nicht im Entferntesten gerechnet hatte.

„Was stören Sie unser Spiel! Lassen Sie den Knaben unbehelligt, es stehen ihm schon die Thränen über Ihr Ungestüm in den Augen," rief das junge Mädchen laut.

„Das ist kein gewöhnlicher Knabe, wie der Junge da, das ist ein junger Herr Baron," antwortete Bertha stolz, ließ aber doch vor Elisabeths drohendem Blicke von dem Knaben ab.

„Wir haben nicht gefragt, wer er ist; er ist zu uns gekommen aus freien Stücken und kann mit uns spielen, so lange er will," fuhr Elisabeth fort, „und nun räumen Sie hier das Feld, damit wir weiter spielen können."

„Ich kann hier eben so gut bleiben, wie Ihr," entgegnete Bertha.

„Das können Sie — aber dann marschieren wir wo anders hin, und wenn Sie uns folgen sollten, so lasse ich auf Sie schießen," erwiderte Elisabeth, um dem Vorfalle zu Berthas Gunsten eine spaßhafte Wendung zu geben.

„Ja, ja, schießen!" riefen beide Knaben wie aus einem Munde.

„Sie sollten sich schämen, an einem so heiligen Festtage, wie Pfingsten, im stillen Walde einen solchen Lärm zu machen," sprach Bertha böshaft und suchte ihrem Eingriffe eine andere Wendung zu geben.

„Wenn ich meinem jüngeren Bruder und einem anderen Knaben eine unschuldige Freude bereiten kann," antwortete Elisabeth, „so entheilige ich weder das Pfingstfest, das ja ein Fest der Freude sein soll, noch den stillen Wald. Und nun bitte ich Sie nochmals, vertreten Sie uns den Weg nicht."

„Ich bleibe, und im Namen der Frau Baronin von Holfeld verbiete ich Euch allen dreien dieses lärmende Spiel,“ befahl Bertha.

„Soldaten müssen sich selbst helfen können!“ scherzte Elisabeth. „Also, meine Braven, folgt meinem Kommando: Zur Attaque Gewehr rechts! Fällt das Gewehr. Marsch! Marsch!“

Die beiden Knaben setzten ihre Stöcke in die rechte Seite und mit lautem Hurra eilten sie auf das zornige Mädchen los, das indessen doch mehrere Schritte zurückprallte und sich zum Rückzuge wendete.

„Hoho! das große Mädchen fürchtet sich vor uns!“ lachte Emil laut auf.

„Ich werde mich bei der Frau Baronin, Ihrer gnädigen Frau Mutter, und bei Ihrem Lehrer, dem Herrn Kandidat Kreuzer, über Ihr Benehmen beschweren,“ rief Bertha, „das sollen Sie sehen.“

„Wir möchten noch eine Attaque machen,“ bat der kleine Emil, „und das garstige Mädchen in die Flucht schlagen.“

„Du darfst nicht garstig sagen, Emil,“ sprach Elisabeth, „aber noch einen Sturmangriff wollen wir machen. Also fällt das Gewehr! Marsch! Marsch!“

Abermals drangen die Knaben auf Bertha ein, die zu begreifen anfang, daß sie hier nichts ausrichten könne, und trieben sie völlig in die Flucht nach dem Forsthaufe zu. Der Jubel der beiden Angreifer wollte kein Ende finden und sie lachten aus vollem Herzen.

„Da Ihr so brav gefochten und Euren Platz verteidigt habt, so sollt Ihr zur Belohnung für Eure Tapferkeit in eine andere Waffengattung versetzt werden,“ scherzte Elisabeth, kindlich erfreut über die glücklichen Mienen der Kleinen. „Bisher waret Ihr nur Infanteristen —“

„Hurra!“ rief Ernst, „und jetzt werden wir Kavalleristen.“
„Aber wir haben ja gar keine Pferde. Wie sollen wir denn

das machen?“ fragte der kleine Baron von Hollfeld und schaute Elisabeth zweifelnd an.

„Ein echter Soldat muß sich zu helfen wissen. Ernst, wie fängst Du es an, um ein Reitermann zu werden?“

„Ich nehme mein Gewehr, stecke es zwischen meine Beine und reite darauf — dann habe ich ein Pferd,“ antwortete der kluge Knabe.

„Kann man denn darauf reiten?“ fragte Emil.

„Versuche es nur einmal ordentlich,“ erwiderte Elisabeth, „und es wird schon gehen. Du wirst ein stolzer Reiter werden.“

Die Verwandlung zum Kavalleristen war schnell genug vor sich gegangen, die Knaben trabten und galoppierten auf Kommando nach Herzenslust umher, und wenn auch der eine oder andere manchmal im Grase strauchelte oder gar mit seinem hölzernen Gaul auf den Wiesenboden niederfiel, so hieß es, „ich bin vom Pferde gefallen, es hat aber nicht wehe gethan,“ und das Spiel ging fröhlich weiter. Als indessen die Kirchenglocken vom Turme des nahen Dörfchens in den Wald herüberklangen, um die Gemeinde zum Gebet zusammen zu rufen, da befahl Elisabeth, sofort die Spiele einzustellen, was die Knaben denn auch nach kurzem Widerstreben willig thaten.

„Aber dann lesen wir zusammen, Schwester Else,“ schmeichelte Ernst.

„Ach ja, lassen Sie mich auch mit lesen,“ bat Emil; „ich lese so gern, aber nicht bei meinem Lehrer, der liest mir immer so langweilige Dinge vor.“

„Das darfst Du von Deinem Lehrer nicht sagen; er wird besser wissen, als Du, was für Dich paßt,“ rügte Elisabeth freundlich. „Was liest er Dir denn vor?“

„Immer von so alten Männern, die stets böses gethan haben, und das gefällt mir nicht,“ antwortete der Knabe.

„Schwester Else liest mir schöne Märchen vor,“ sprach

Ernst rief, „vom Schneewittchen, vom Aschenbrödel, vom Hans Däumling, vom Rübezahl, von der bösen und der guten Fee, vom Dornröschen, das hundert Jahre geschlafen hat, und noch viele andere.“

„O die möchte ich wohl auch hören,“ bat Emil weiter.

„Aber wenn Du vom Schlosse bist,“ fragte Elisabeth, „wie kommst Du dann allein hierher auf unsere Wiese, die doch so weit von Eurem Hause entfernt ist?“

„Ich bin mit meinem Lehrer spazieren gegangen, und da ich Euch hier rufen hörte, so bin ich voraus gelaufen und habe ihn im Stiche gelassen,“ erzählte Emil.

„Das ist aber nicht recht von Dir, kleiner Spielkamerad,“ sprach Elisabeth; „dem Lehrer muß man gehorchen und folgen, sonst erhält man Strafe.“

„O der darf mich nicht strafen,“ lachte der Knabe. „Wenn ich nicht gehorche, so sagt er's der Mama, und dann zankt diese mit mir.“

„Nun, so gehe erst zu Deinem Lehrer zurück und frage Deine Mama, ob Du mit uns lesen darfst — dann komme wieder,“ sprach Elisabeth freundlich.

„Dann muß ich auf dem Schlosse bleiben und in die Andachtsstunde gehen.“

„Hole Dir von Deiner Mama Erlaubnis, dann kannst Du wieder zu uns kommen, sonst aber nicht — Du mußt gehorchen lernen.“

Während dieses Gesprächs erschien der Kandidat, Emils Hauslehrer, auf der Wiese, näherte sich mit höflichem Gruße und bat um Entschuldigung, wenn der Knabe gestört haben sollte; er habe ihn nicht zurückhalten können und dann habe er auch das Spiel nicht durch seine Gegenwart stören wollen. Jetzt habe er, ohne es zu beabsichtigen, das Gespräch mit angehört, und werde, falls es das Fräulein gestatte, gern seine Erlaubnis geben, wenn Emil an der Vorlesung eines Märchens teilnehmen könne. Er werde im Walde noch einige

Pflanzen suchen und in einer halben Stunde wieder in der Nähe des Forsthauses sein, um den jungen Herrn Baron abzuholen.

Die Freude der Knaben, die gleich anfangs gute Kameradschaft geschlossen hatten, war ungeheuer; auf Ernsts Bitten las Elisabeth unter der schönen großen Linde nun das Märchen vom Aschenbrödel und den bösen Schwestern vor. Für Emil, der bisher auf seiner Mutter ausdrücklichen Wunsch nur alte Erzählungen aus der Ritterzeit, von Turnieren und Fehden, oder biblische Geschichten hatte hören dürfen, war dieses Märchen geradezu entzückend; es bereitete ihm eine wahre Festfreude und er versicherte, daß seine Mama ihn auf der Stelle ein solch schönes Buch kaufen müsse.

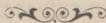
„Nun mußt Du aber auch gleich mit Deinem Lehrer gehen, lieber Emil,“ sprach Elisabeth freundlich zu dem glücklich dreinschauenden Knaben.

„Dann darf Emil auch wieder kommen, Schwester Else, und mit uns spielen, wenn es ihm seine Mama erlaubt,“ bat Ernst. „Nicht wahr?“

„Bitte, bitte, Schwester Else!“ schmeichelte Emil, sich vergeßend.

„So ist es recht, nenne mich Du und Schwester Else, ganz so, wie es mein Bruder Ernst thut, und ich will Dich auch recht lieb haben.“

Die beiden Knaben waren übergücklich; als der Herr Kandidat zurück kam, reichte ihm Emil sofort die Hand zum Gruß; dann nahm er Abschied von seinen neugewonnenen Freunden und ging mit seinem Lehrer den Weg nach dem Schlosse zu, während Elisabeth mit Ernst in das Forsthaus zurückkehrten.



Elftes Kapitel.



Im Hause des Amtmanns Voigt ging es am Nachmittag desselben Tages recht heiter und vergnügt zu, nachdem sich nach dem zweiten Gottesdienste der Herr Pfarrer Erdmann, sowie der Oberförster mit seinem Bruder und dessen Familie daselbst eingefunden hatten; auf einem großen Tisch lud duftende Schokolade und mehrere mit großen Kuchenstücken beladene Teller zum Genuße ein. Man erfreute sich so recht im traulichen Gespräche des gegenseitigen Beisammenseins, die Frau Amtmann hat im Verlauf desselben, daß sich Fräulein Ferber an das Klavier setzen und etwas zum Besten geben möge.

Für Elisabeth selbst war es eine Freude, ihr schmerzlich entbehrtes Klavierspiel so oft als möglich wieder in Ausübung bringen zu können. Bereitwillig ging sie zum Flügel und spielte zunächst wieder einige einfache, aber fromme Weisen, bis sie allmählich in Volkslieder überging, welche die Herren und Frauen, wie auch sie selbst, mit leisem Gesange begleiteten. Wohl über eine Stunde hatte sie am Flügel gesessen und aus ihrem Gedächtnis die verschiedenartigsten Musikstücke ihren andächtig lauschenden Zuhörern vorgespielt und vorgesungen, als sie sich erhob und das Instrument schließen wollte.

„Mein liebes Fräulein,“ begann der Pfarrer Erdmann, „Sie haben uns wahrhaft herrlich unterhalten; aber ich schließe aus Ihrer ungemeinen Fertigkeit, daß sie uns noch weit größere und edlere Genüsse verschaffen können. Seit langen Jahren habe ich weder eine Mozartsche noch Beethovensche Sonate gehört; wenn sie uns eine solche vorzuspielen vermöchten, so wollte ich Sie in meinem und meiner Freunde Namen recht herzlich darum gebeten haben.“

„Mit Freuden, Herr Pastor,“ antwortete Elisabeth, „aber dafür müssen Sie sowohl wie der Herr Amtmann und die Frau Amtmann mir als Gegenleistung eine Bitte gewähren, an deren Erfüllung mir sehr viel gelegen ist.“

„Und diese wäre?“ fragte ihre Mutter verwundert aufhorchend.

„Nennen Sie mich alle nicht ‚Fräulein‘ und nicht ‚Sie‘, das klingt so steif und kalt, ich bin auch das noch gar nicht gewohnt,“ bat das junge Mädchen. „Nennen Sie mich, wie meine Eltern und mein Onkel, Elisabeth, oder kurz Else.“

„Nein!“ rief der Oberförster ganz entzückt, „nicht Elisabeth, da zerreißt man sich ja fast den Mund, Elschen sollst Du genannt werden, und damit man Dich bei Deinem rechten Namen nennt, heißt Du von jetzt ab Goldelschen!“

„Nun, Du liebenswürdiges Kind“, sagte der Pfarrer, „so will ich Dich, der ich ohne Frau und ohne Kind in der Welt stehe, mit Freuden mein Töchterchen nennen.“

Voll heißen Dankes küßte Elisabeth dem würdigen Greise die Hand und wandte sich dann fragend um: „Und Sie, Frau Amtmann?“

„Auch ich werde Dich gern Elisabeth und Du nennen,“ erwiderte Frau Voigt.

„Ich aber,“ rief Voigt, „nenne Dich, wie mein alter Freund Ferber, Goldelschen, denn Du siehst nicht bloß wie ein wahres Goldkind aus, sondern Du bist auch wirklich ein solches unschätzbares Kleinod.“

Errötend über solche Lobsprüche, die sie früher nie gehört hatte, setzte sich Elisabeth wieder an das Instrument und trug nach kurzem Vorspiel eine der herrlichsten Mozartschen Sonaten vor. An der lautlosen Stille gewahrte Elisabeth baldigst, daß sie auch an dem Amtmann und seiner Frau sachverständige Zuhörer hatte, und so legte sie in ihr Spiel alle die Empfindungen und tiefen Gefühle, welche den großen Meister bei der Komposition seines Werkes bewegt und erfüllt haben mochten. Der Pfarrer schloß sie nach Beendigung der Sonate tief gerührt in seine Arme und nannte sie wiederholt sein einziges Goldtöchterchen, und Frau Voigt drückte ihr innig dankend die Hand und flüsterte ihr zu: „Meine liebe, liebe Elisabeth!“

Elisabeth lehnte bescheiden alle Lobsprüche von sich ab, und sagte, auf ihre Eltern deutend: „Hier stehen meine Lehrmeister, diese verdienen allen Dank! — Aber meine verehrtesten Herrschaften“, fuhr sie launig fort, „mein kleiner Bruder hat über eine lange Stunde hinaus stillgeessen und sich nicht gerührt, und da er auch seinen Appetit an dem herrlichen Kuchen gestillt zu haben scheint, so werden wir ihm sicher die Freude machen, ein wenig ins Freie zu gehen.“

„Gewiß!“ rief der Amtmann, „auch Du, Goldelschen, wirst frischer Luft bedürfen, und wenn wir auch keinen schönen Park am Gute haben, so besitzen wir doch einen großen Garten, in welchem Ihr Euch nach Herzenslust tummeln könnt.“

Man begab sich gemeinschaftlich nach dem Garten, der einen schönen Bestand von Obstbäumen hatte, von welchen mehrere noch in voller Blüte prangten und einen reizenden Anblick gewährten. Elisabeth und Ernst haschten und jagten sich fröhlich im Garten unter den Bäumen umher, während die älteren Personen nach einem Umgange und nach einer Besichtigung des Gartens sich nach einer Laube zurückzogen und einer harmlosen Unterhaltung überließen. Von dem nur wenig entfernten Dorfgasthause her ertönten heitere Weisen,

und wenn auch manchmal der Klarinettist einen zu hohen Ton oder der Trompeter zuweilen grelle Dissonanzen hören ließ, so trug die Musik doch zur Erhöhung der freudigen Pfingststimmung bei.

„Ihr Töchterchen ist ein seltsames Wesen, Herr Ferber,“ sprach der Pastor zum Forstschreiber mit lächelnder Miene. „Sehen Sie nur, vor wenigen Minuten war Elschen noch eine wahrhaft gottbegnadete Künstlerin am Klavier, Mozarts unsterbliche Meisterwerke nicht nur technisch vollendet, sondern auch mit den Empfindungen des Herzens wiedergebend, und jetzt ist sie ein heiteres, ja fast ausgelassenes Kind, als wenn sie an nichts weiter Vergnügen und Freude finden könnte, wie am Spiel mit dem Bruder.“

„Jawohl,“ antwortete der Forstschreiber, „Elisabeths Seele ist noch ein unbeschriebenes Blatt; gebe der Himmel, daß das Geschick dereinst nur freundliche Zeichen darauf niederschreiben möge.“

„Hoho!“ rief der Oberförster. „Für meine Else stehe ich ein, — die läßt sich durch nichts aus der Fassung bringen und geht jedermann offen und mutig entgegen. Meine Sabine hat es mit angesehen, wie sie heute früh die in meinem Hause befindliche Bertha, mit der niemand gern verkehrt, völlig in die Flucht geschlagen hat.“

„Kommt dort nicht unser lieber Schulmeister?“ fragte der Amtmann.

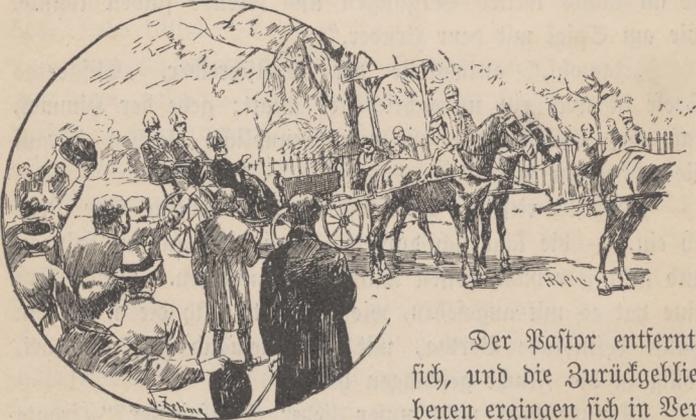
„Wirklich, er ist es!“ sagte der Pfarrer. „Was mag der wollen? — Nun, lieber Frißsche, was bringen Sie? Kommen Sie nur näher.“

Mit der Mütze in der Hand und nach allen Seiten hin freundlich grüßend, trat der ebenfalls nicht mehr junge Mann näher und meldete: „Herr Pfarrer, vor Ihrer Wohnung ist ein Wagen mit zwei Pferden vorgefahren, und ein Herr, der darin sitzt, hat nach Ihnen gefragt und möchte Sie gern sprechen.“

„Wer mag es denn sein?“ fragte der Pfarrer verwundert über solch seltsamen Besuch. „Haben Sie ihn denn nicht erkannt?“

„Nein! Ich habe blos den Kutscher gesehen und gesprochen,“ antwortete der Schulmeister, „und möchte nicht neugierig näher treten und zuschauen.“

„Recht so, lieber Fritzsche, gehen Sie voraus und melden Sie, daß ich gleich nachkommen werde,“ trug der Pastor auf; „der Herr möchte verzeihen.“ Der Schulmeister ging. „Lassen Sie sich nicht stören, liebe Freunde; wahrscheinlich komme ich bald zurück oder bringe meinen Fremden mit.“



Der Pastor entfernte sich, und die Zurückgebliebenen ergingen sich in Vermutungen, wer wohl zu so ungewohnter Stunde und am Pfingstfeste beim Pfarrhause vorfahren könne. — Nach wenigen Minuten aber fuhr der Oberförster wie der Blitz in die Höhe „Unser durchlauchtigster Herr!“

„Wer? Wer?“ riefen die Übrigen in einem Atemzuge.

„Unser Landesherr in höchsteigener Person,“ bestätigte der Oberförster.

Und wirklich war es der regierende Landesfürst, der inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß der Pastor beim Amtmann sei, und darnach ihm entgegengefahren war! Den

alten ehrwürdigen Seelsorger an der Hand führend, näherte sich der Fürst mit freundlichem Gruße der ihm in ehrfurchtsvoller Haltung entgegenstehenden Gesellschaft.

„Durchlaucht, mit welcher Gnade überhäufen Sie mein geringes Haus,“ begann der Amtmann, nachdem ihm der Fürst, „Guten Tag, Voigt!“ entgegengerufen hatte.

„Nun diesmal gilt mein Besuch nicht dem Gute, noch dem Amtmann,“ erwiderte leutselig der Landesherr. „Ich wollte meinem Oberförster und meinem neuen Forstschreiber meine Aufwartung machen, fand aber die beiden Waldbögel aus dem Forsthause ausgeflogen, und wurde von Eurer Haushälterin, lieber Oberförster, unter unzähligen Bücklingen hierher verwiesen.“

„Durchlaucht machen Ihren treuen Diener in seinen alten Tagen noch ordentlich stolz und überhäufen ihn mit Ehren, die er in Wirklichkeit gar nicht verdient. Und auch meinen Bruder, den ich Ew. Durchlaucht samt seiner braven Ehefrau vorzustellen unterthänigst wage, zeichnen Hochdieselben bereits heute schon mit so viel Gnade aus,“ sprach der überglückliche Oberförster, der noch niemals in seinem Leben vor seinem Landesherrn in Gegenwart anderer Unterthanen eine so lange Rede von Gnade und Unterthänigkeit gehalten hatte; denn unter vier Augen liebte Durchlaucht dergleichen Redensarten gar nicht, wenn sich derselbe auch vor der Welt und in seinem Palais solche gefallen lassen mußte.

„Willkommen bei uns, Herr Forstschreiber,“ sprach der Fürst gütig; „ich freue mich, Sie und Ihre liebe Frau kennen zu lernen.“

„Durchlaucht,“ stammelte Ferber etwas verlegen, „wie verdiene ich das?“

„Wer zum Bruder einen solchen treuen Diener seines Fürsten wie meinen alten Oberförster hier hat,“ unterbrach ihn der Landesherr, „der kann schon auf etwas Verdienst Anspruch machen. Nehmen Sie sich in Ihrer Stellung den

alten Graubart zum Vorbilde, dann hat mein Land einen tüchtigen und gewissenhaften Beamten mehr in seinen Grenzen.“

„Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, Ew. Durchlaucht bis jetzt unverdiente Huld in eine wahrhaft verdiente umzuwandeln,“ sprach der neue Forstschreiber, schon sicherer werdend.

„Ich glaube das gern,“ sprach der Fürst. — „Nun, Frau Ferber, wie gefällt es Ihnen in Ihrer neuen Heimat? Ist Berlin schöner als Thüringen?“

„Ew. Durchlaucht,“ erwiderte die Angeredete, „das Land, das mir und den Meinigen eine zweite Heimat bietet und dessen Landesherr in so fürstlicher Weise für unsere Zukunft besorgt ist, müßte mir schon besser als jedes andere gefallen, auch wenn es nicht in dem herrlichen Thüringen, dieser Perle von ganz Deutschland, gelegen wäre. Durchlaucht, ich fühle mich glücklich und stolz.“

„Brav, sehr brav gesprochen, Frau Ferber. Das sind Gefinnungen, die meinem Herzen wohlthun. — Aber sind denn nicht auch Kinder vorhanden?“ fragte der Fürst teilnehmend weiter. „Oder hat mir der alte Herr etwas vorgefabelt?“

„Ist doch sonst meine Art nicht, das Fabeln, durchlauchtigster Herr,“ schmunzelte der alte Oberförster, in Erinnerung an manche erzählte, ungläubliche Jagdgeschichte. „Ich bin der Dufel und ich kann es sagen, zwei Prachteremplare von Kindern hat mein Bruder.“

„Sind dieselben noch nicht hier, Oberförster?“

„Sie springen im Garten herum, spielen und haben keine Ahnung davon, welch hohe Person in ihrer Nähe ist. Durchlaucht werden Ihre Freude haben, wenn ich dieselben herbeirufen darf,“ sprach der Oberförster fröhlich.

„Nun, so rufen Sie nur; so schöne Gelegenheit, die ganze Familie beisammen zu sehen, finde ich sobald wohl nicht wieder,“ lächelte der Fürst.

„Elisabeth! Ernst! hierher. Es will Euch jemand sehen!“ rief Ferber laut, und im raschen Schritt kamen die beiden

Kinder herbeigeeilt; Elisabeth stuzte ein wenig, als sie einen Fremden bemerkte, ging etwas langsamer, und ordnete inzwischen rasch die goldgelbe Flut von Haaren, die sich beim Spielen etwas aufgelöst hatte und über ihren Rücken herabfiel. Bemerkte sie auch, daß alle Anwesenden eine respektvolle Haltung angenommen hatten, so ahnte sie doch nicht im Entferntesten, vor welcher hoher Person sie mit ihrem Bruder im nächsten Augenblicke erscheinen sollte.

„Hier sind wir,“ sprach sie unbefangen. „Wer nimmt denn so viel Theil an uns unbedeutenden Personen, daß er uns sehen und kennen lernen will?“

„Ein Freund Deines Onkels, mein Kind, und Deines ihm sehr warm empfohlenen Vaters,“ antwortete der Fürst, nachdem er den Übrigen ein Zeichen des Schweigens gegeben hatte. „Wirßt Du ihm darum böse sein, daß er Euch in Eurem Spiel gestört hat?“

„O, keineswegs,“ entgegnete Elisabeth, „ich freue mich stets, wenn jemand mich und meinen Bruder kennen lernen will, und freue mich doppelt, wenn dieser jemand meines braven Onkels guter Freund ist, und meinem Vater wohl will.“

„Und verlangst Du nicht zu wissen, mit wem Du jetzt sprichst?“ fragte der Landesherr.

„O, das möchte ich schon wissen, aber darnach zu fragen ziemt sich nicht für ein junges Mädchen,“ erwiderte Elisabeth; „das muß vielmehr warten, bis es ihm aus freien Stücken mitgeteilt wird.“

„Willst Du raten?“

„Das dürste mir bei der völligen Unbekanntschaft mit den hiesigen Personen doch wohl etwas schwer fallen.“

„Nun, mein Kind, wer bin ich wohl? — Ihr Übrigen schweigt.“

Else überlegte einen Augenblick und riet endlich, ein hoher Vorgesetzter meines Onkels und meines Vaters, ein Jagdfreund.

„Beinahe hast Du es getroffen,“ lächelte der Fürst, der an der Einfachheit und Unbefangtheit des jungen Mädchens herzliches Vergnügen empfand. „Rate nur weiter, vielleicht triffst Du doch noch das Richtige.“

„Doch nicht —“ ein dunkles Rot überzog Elisabeths Wangen, und sie richtete spannend ihre fragenden Augen auf ihre Umgebung — „doch nicht —“

„Ja, ja, Kind,“ fiel der alte Oberförster sich nicht mehr bemeisternd ein.

„Unser durchlachtigster Landesherr?“ fragte sie zögernd; aber sie bemeisterte ihre augenblickliche Verlegenheit rasch und fuhr fort: „O, welch ein Glück an diesem herrlichen Pfingstfeiertage für uns! Dank, Durchlaucht, tausend Dank.“

„Ja, mein Kind, ich bin Euer gnädiger Landesherr, der sich wirklich freut, vier gute Menschen mehr in seinem Lande zu zählen. Komm her, mein Kind, reiche mir die Hand und Du, kleiner Bursche, gib mir ein Patschhändchen.“

Elisabeth ergriff des Fürsten dargereichte Rechte und drückte einen Kuß der kindlichsten Dankbarkeit darauf, während Ernst mit einem herzhaften „Guten Tag, Herr Fürst!“ die linke Hand des hohen Herrn erfaßte.

„Wir wollen es uns nun aber wieder bequem machen,“ lenkte Durchlaucht schnell ab, „wir sind alle keine Jünglinge mehr und ein Plätzchen in der Laube wird uns dienlich sein. Ich werde, mit Ihrer Erlaubnis, Amtmann, noch einige Minuten bei Euch verweilen.“

Der Fürst schritt auf die Laube zu, nahm Platz und alle Übrigen mußten seinem Beispiele folgen. Er war sehr leutselig und erkundigte sich eingehend, ob man die alte Burg ruine schon untersucht habe und ob jemand in derselben sich wohnlich werde einrichten können; zu einem Anbau an das Forsthaus für den Herrn Forstschreiber wollten die Landstände seinem Ministerium keinen Pfennig Geld bewilligen, setzte er scherzend hinzu; er war daher recht angenehm be-

rührt, als ihm mitgeteilt wurde, daß der neue Teil der Burg sich ohne große Kosten zu einer recht bequemen Familienwohnung werde einrichten lassen, und erklärte endlich, er werde durch sein Bauamt für die Instandsetzung schleunigst Sorge tragen lassen.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ warf da der Oberförster sich rasch ins Mittel, „wenn ich im Namen meines Bruders dafür danken muß.“

„Und warum?“ fragte der Fürst verwundert.

„Die Wohnung muß in spätestens acht bis vierzehn Tagen fix und fertig hergerichtet sein,“ antwortete Ferber, „damit mein Bruder mit seiner Familie so schnell wie möglich ein bequemes Unterkommen findet; denn im Forsthaufe ist für mich, meine Sabine und meine Forstgehilfen wohl Raum, aber nicht dauernd für weitere vier Menschen, wenn dieselben gesund bleiben sollen.“

„Das ist ja meine eigene Meinung auch,“ erwiderte der Landesherr.

„Durchlaucht kennen das nicht so genau, wie unsereins,“ fuhr Ferber fort; „der Weg durchs Bauamt ist zu lang für uns: da kommt erst eine Besichtigungskommission, dann eine Tagationskommission, dann eine Baukommission, dann Gott weiß sonst noch wer, und in vier Wochen ist noch keine Hand angelegt, während unser Maurer hier mit zwei Gesellen in acht Tagen den ganzen Kram fertig macht.“

Der Fürst lachte herzlich und fragte: „Oberförster, woher kennen Sie diese Verhältnisse so genau, ja besser wie ich selbst?“

„Beim Bau meines Forsthauses, das heißt, bei dessen Reparaturbau, bin ich es gründlich gewahr geworden,“ antwortete Ferber, der jetzt in seinem Elemente war und ganz vertraulich mit dem Fürsten sprach.

„Und ließe sich denn das nicht ändern, Oberförster?“

„Durchlaucht, ich glaube, das geht sehr schwer. Das

Bauamt hat zu viele und zu große Verantwortlichkeit, und da will alles nicht blos zweimal, sondern gar drei- und viermal betrachtet, bemessen, beraten und erwogen werden; dabei geht viel wertvolle Zeit verloren.“

„Es ist etwas Wahres in Ihrer Rede, Oberförster. Ihr habt recht und leicht ist es nicht, hier Abhilfe zu schaffen. Nun, einen Beitrag wenigstens wird meine Kasse zu den Herstellungskosten leisten können und dürfen, nicht wahr?“

„Wird mit Dank angenommen, durchlauchtigster Herr.“

Der Fürst erhob sich nach herzlicher Verabschiedung; zu Elisabeth gewandt, sprach er: „Lebewohl, Du liebliche Waldfee; ich werde mich freuen, Dich einmal im Waldbereiche wieder zu sehen.“ — Alle geleiteten den Landesherrn zu seinem Wagen, der von der männlichen wie weiblichen Einwohnerschaft des Dorfes dicht umstanden war. Unter lauten Jubelrufen fuhr der hohe Herr davon.

Der unverhoffte Besuch des Landesherrn und die Teilnahme, welche derselbe für die angekommene Familie Ferber an den Tag legte, beschäftigte die kleine Gesellschaft den ganzen Nachmittag und Abend über, und war der beständige Gegenstand der Unterhaltung, bis die sinkende Sonne zum Aufbruch mahnte und alle sich mit dem Bewußtsein trennten, einen recht glücklichen Tag verlebt zu haben.



Zwölftes Kapitel.



Es waren einige Tage nach dem Feste vergangen, im Garten der Burg Gnadeck arbeiten sechs bis acht kräftige Männer, um das hochaufgeschossene Unkraut, wie die zu üppig wuchernden Sträucher zu entfernen, und dem Garten wieder ein einigermaßen freundliches Ansehen zu geben; vor dem Pförtchen in der Mauer finden wir andere Arbeiter beschäftigt, welche einen

Durchhau durch den Wald ausführen, um einen direkten Weg von dem Forsthaufe nach der Burg herzustellen, damit man sich gegenseitig von den Wohnungen aus sehen

und allenfalls auch Zeichen geben könne.

Während es so von außen zuging, hantierte der verständige Maurer Schwarz mit einigen Leuten, die er mühsam in der Umgegend aufgetrieben hatte, im Innern der Burg,

die Tapeten flogen von den Wänden, an denen sie bisher in Fegen herabgehangen hatten, der Moder, den sie verdeckt hielten, wurde entfernt und die Maurerkellen und Malerpinsel führten ein so kräftiges Regiment, daß der Kalk in weiten Kreisen umhergespritzte und jeden unberufenen Gast unbarmherzig beschmuckte. Freilich war dabei nicht versäumt worden, erst das in dem Zimmer befindliche Mobiliar zu entfernen, denn der Oberförster hatte strenge Order gegeben, ein Zimmer nach dem andern in Ordnung zu bringen.

Die Aufsicht über die Arbeiten im Garten und im Walde führte abwechselnd einer der beiden Forstgehilfen; im Hause selbst mußte alles nach Frau Ferbers Angabe und unter Berücksichtigung der praktischen Ratschläge des Maurers Schwarz eingerichtet werden; auch hierbei fand die Mutter durch Elisabeth und Ernst Ablösung und Unterstützung.

Der Oberförster war mit seinem Bruder nach der Residenz gefahren, um denselben von seiner vorgesetzten Behörde verpflichten und in seinen Posten von Amtswegen einsetzen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde zugleich das in der Bibliothek aufgefundene Geld, mit Ausnahme der für den Bau und einige notwendige Ankäufe bestimmten Summe, verzinslich angelegt und auch genaue Auskunft eingezogen, welchen Wert wohl die von Herrn von Walde auf 12—1500 Thaler geschätzten, nicht im Umlaufe befindlichen Schaumünzen haben mochten; hierbei stellte es sich heraus, daß Herr von Walde ein genauer und feiner Kenner sein mußte, denn ein Antiquitätenhändler der Hauptstadt taxierte den Wert auf 1420 Thaler, und erklärte sich bereit, dieselben zu diesem Preise anzukaufen, jedenfalls aber solle man sie wenigstens nicht unter diesem Werte veräußern.

Die Verpflichtung des Forstschreibers hielt denn doch etwas länger auf, als man erwartet hatte; es mußte damit, da der fürstliche Oberlandjägermeister, der die oberste Behörde in Forstfachen war, erst im Laufe des Nachmittags von seinem

Gute auf seinen Posten zurückkehrte, bis um fünf Uhr gewartet werden.

„So geht es bei Hofe und den Behörden zu“, brummte der Oberförster ärgerlich, „um zehn Uhr früh wird man befohlen, und wenn die Herren ausgeschlafen haben, lassen sie uns fereins gegen Abend vor. Na, wir haben wenigstens Zeit, uns die Residenz ein wenig anzusehen und dabei Maulaffen feil zu halten.“

Der Nachmittag dehnte sich zwar sehr in die Länge, in dessen auch er verstrich, und der Forstschreiber war, noch ehe der Abend eintrat, amtlich installiert. Seine Instruktion lautete: die Bücher des Oberförsters zu führen und in Ordnung zu halten, das gesamte Rechnungswesen nach seinem Ermessen übersichtlicher einzurichten und auch die Kassengeschäfte mit zu übernehmen. Man händigte ihm Formulare und eine Menge Schemata ein, aus welchen er sich das ihm als das beste erscheinende aussuchen sollte.

Wie froh und erleichtert fühlten sich die beiden Brüder, als alle ihre Geschäfte erledigt waren und sie wieder in des Amtmanns leichtem Gefährt nach ihrem friedlichen und stillen Daheim zurückkehren konnten, woselbst sie sich von sehnsüchtig ihrer harrenden Herzen erwartet wußten. Es ist nirgends schöner, als im Walde! dachten beide.

Am andern Morgen trat Ferber seinen Posten als Forstschreiber an; er erhielt die Rechnungsbücher, die Kasse, kurz alles überwiesen, was zu seinem Amte gehörte; diese Dinge hatten seinem Bruder gar manchmal sehr viele Verdrießlichkeiten bereitet, zumal wenn er nicht zu Hause war und die gute Sabine dann die Bestellungen und Aufträge für ihn angenommen und in ihrer sorglosen Einfalt gar oftmals verwechselt hatte. Des Oberförsters Bezirk war groß, kein Wunder daher, daß der Forstschreiber mehr Arbeit fand, als er erwartet hatte, aber gerade dieser Umstand erfüllte ihn mit ge rechter Freude, hatte er doch nun die Überzeugung, daß er

nicht bloß seines Bruders wegen einen Posten und ein Amt übertragen erhalten, sondern daß er auf eine Stelle gebracht war, die eine tüchtige Manneskraft erforderte.

Elisabeth hatte hierdurch für den ersten Unterricht ihres Bruders zunächst ganz allein zu sorgen und entledigte sich dieser Pflicht mit der Würde eines Schulmeisters, der schon Jahre lang in voller Amtsthätigkeit war. Ihr Unterricht erfolgte im Freien, theils unter den Linden vor dem Forsthaufe, oder im Garten der Burg, woselbst bereits eine Bank und ein Tisch angebracht war, theils auch in der oberen Stube beim Oberförster, wenn das Wetter einmal einen drohenden Charakter annehmen wollte. Die Anhänglichkeit der beiden Geschwister aneinander wuchs durch diesen Umstand fast noch mehr, wenn überhaupt noch ein höherer Grad von Zärtlichkeit möglich gewesen wäre. Nebenbei wurden die neu erworbenen Bekannten, der milde Pfarrer, das gemüthliche Amtmanns Ehepaar, von Zeit zu Zeit aufgesucht, damit Elisabeth Gelegenheit erhielt, sich im Klavierspiel zu üben. Und wie hoch schlug ihr Herz vor Freude, als ihr eines Tages der Herr Pastor erklärte, er wolle Ernst späterhin recht gern den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache erteilen, wenn sein Vater dazu nicht Zeit gewinnen sollte.

So waren doch allmählich drei Wochen verstrichen, ehe Burg Gnadeck von ihren Eigentümern bezogen werden konnte. Zwar war der Garten bereits nach acht Tagen vollständig umgearbeitet und in schönste Ordnung gebracht, zwar waren die Zimmer wieder in bewohnbarem Zustande, aber noch gab es namentlich in den nach hinten gelegenen Zimmern und Kammern so viel nachzuhelfen und auszubessern, daß sich das Fertigwerden immer von Tag zu Tag verzögerte. Man wollte alles in gutem Stande haben, damit man späterhin nicht etwaiger Änderung bedürfe, sondern in ruhigem Besitze bleiben könne; aus diesem Grunde war auch aus der Hauptstadt ein Tapezierer herbeigerufen worden, um die Zimmer

wieder mit Tapeten zu überziehen, da der Maurer Schwarz die Erklärung abgegeben hatte, der noch etwas bemerkbare moderate Geruch würde sich dann ganz und gar in den Stuben verlieren, was auch später wirklich der Fall war.

Herr von Walde war dem Forsthaufe und seinen Bewohnern seit dem Tage, wo er in der Burg das verborgene Fach mit dem Schaze entdeckt hatte, nicht mehr nahe gekommen. Hatte er eine Begegnung absichtlich gemieden? Ja, er machte sich im stillen Vorwürfe, daß er, geleitet von seinem Sammeltriebe, dem Forstschreiber und seiner Tochter eine Summe für die Schau- und Denkmünzen geboten und sich gleichsam das Vorkaufsrecht ausbedungen hatte. Das hielt er nicht für edel, ja für verlezend, und deshalb mied er, so gern er auch mit den braven, rechtschaffenen Menschen verkehrte und sich über Elisabeths natürliches und doch so verständiges Geplauder erfreute, die Nähe derselben.

In dem offenbar feindseligen Verhalten Berthas gegen die Ferberische Familie suchte Elisabeth vergebens eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, denn das trotziges Mädchen schnitt hartnäckig jede Annäherung oder Verständigung kurz ab. Die alte Sabine, welche sonst keinem Menschen ein böses Wort sagen konnte, wohnte einem solchen Versuche Elisabeths einmal ungesehen bei und hörte zu ihrem Entsetzen, welch tiefer Haß aus Berthas Worten herausklang, so daß sie sich nicht länger halten konnte und mit schneidender Rede plötzlich dazwischen trat.

„Du grundslechtes häßliches Geschöpf,“ fuhr sie auf Bertha los, „wie kannst Du Dich so vergessen und auf dieses seelengute Kind so hineinschimpfen. Geh mir aus den Augen, ich will nichts mehr mit Dir zu schaffen haben, wenn Du Dich immernwährend so unansstehlich und undankbar beträgßt.“

„Lange werde ich so nicht mehr hier bleiben!“ entgegnete Bertha hochmütig. „Ich gehe, ehe ich mich vertreiben lasse,“ fuhr sie fort, und eilte flugs hinweg.

„Elschen, das ist keine Gesellschaft für Dich,“ sprach Sabine, die auch Elisabeth, Du' nennen mußte, gerührt; „verschwende kein Wort mehr an dieses Geschöpf.“

„Ach, Mutter Sabine,“ rief Elisabeth aus, „noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den bösen Geist, der aus Berthas Worten spricht, aus ihrem Herzen zu vertreiben, wenn ich nur erst weiß, von welcher Seite ich denselben zu fassen haben werde.“

„Ich rate Dir, Kind, sei auf Deiner Hut,“ warnte die alte treue Dienerin.

Als Elisabeth betrübten Herzens über diesen Vorfall nach der neuen Wohnung wanderte — Burg oder Schloß Gnadeck durfte auf Ferbers Wunsch nicht mehr gesagt werden — trat ihr unverhofft Herr von Walde entgegen und scheuchte durch sein Erscheinen sofort jede Spur von Betrübnis aus Elisabeths Zügen. Auf seinen freundlichen Gruß schritt das junge Mädchen auf ihn zu und reichte ihm freundlich die Hand, ein Gruß, den er mit kräftigem Händedruck erwiderte.

„Sind Sie in Ihrem Besitztum noch immer nicht völlig eingerichtet?“ fragte er höflich, „oder bewohnen Sie dasselbe schon mit Ihren Eltern?“

„Wir werden jedenfalls erst in den nächsten Tagen unsern Umzug vornehmen können,“ antwortete Elisabeth. „Es hat in den Zimmern, namentlich der alten Öfen und Eßsen wegen, doch mehr zu schaffen gegeben, als Vater und Mutter anfänglich geglaubt hatten. Aber jetzt ist alles bald überstanden.“

„Nun, so wünsche ich Ihnen von Herzen, mein Fräulein,“ sprach der Baron weiter, „daß Sie darin so glücklich werden, als Sie und Ihre Eltern es verdienen.“

„Ich danke Ihnen aufrichtig in meinem und meiner Eltern Namen, Herr Baron, für Ihren teilnehmenden Wunsch,

sowie für Ihr uns schon mehrfach erwiesenes Wohlwollen, das uns so ungemein erfreut und beglückt hat.“

„Wissen Sie auch, Fräulein Elisabeth, daß man Sie in der Umgegend nicht anders als Goldelschen nennt, und zwar schon seit etwa vierzehn Tagen.“

„Daran trägt meines Onkels Liebe die Schuld, Herr Baron, anfänglich nannte mich mein Onkel erst im Scherz mit diesem Namen und trug späterhin nach Kräften dazu bei, daß mich auch andere Herren seiner Bekanntschaft so nennen mußten.“

„Und wäre Ihnen dieser Name wirklich unangenehm?“

„Offen gestanden, wäre es mir weit lieber, wenn man mich einfach Else oder höchstens Ferbers Else nennen würde — aber da die mir beigelegte Bezeichnung nur ein unschuldiger Ausfluß von meines Onkels Liebe zu mir ist, so darf ich mich wohl nicht dagegen auflehnen.“

„Sie haben recht, dulden Sie diesen Namen dem alten Oberförster zuliebe und streben Sie fort und fort danach, denselben sich auch ferner zu erhalten. Aber da sind wir schon an Ihrem Besitztum angelangt, und da dürfte es wohl Zeit sein, daß ich mich von Ihnen trenne.“

„Wollen Sie unsere Herrlichkeiten nicht in Augenschein nehmen, Herr Baron? Die Mutter ist im Hause und würde sich sicherlich recht freuen über die Ehre —“

„Für heute bedaure ich, Fräulein Ferber; ich werde von einem benachbarten Gutsbesitzer zu einer bestimmten Stunde erwartet. Wenn Ihre Eltern mich späterhin mit einer Einladung beehren wollen, so werde ich zu Diensten stehen.“

Herr von Walde wandte sich tiefer in den Wald, während Elisabeth durch den Garten nach ihrer Wohnung schritt. War sie schon durch diese Begegnung angenehm überrascht worden, so sollte ihr im nächsten Augenblicke eine noch weit größere und freudigere Überraschung bevorstehen, eine Überraschung, die ihr Herz mit unendlichem Entzücken und Jubel erfüllte.

— Als sie nämlich in das zur gemeinsamen Wohnstube bestimmte Zimmer trat, fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, den sie bis jetzt, ohne einen Laut der Klage oder nur des Bedauerns zu äußern, am empfindlichsten vermißt hatte: ein großes prachtvolles Instrument in Flügelform stand vor ihren Augen und lachte ihr verlockend entgegen. Daneben auf einem Stuhle lag ein großes Paket Noten, und oben darauf stand: Für unsere Elisabeth!

Freudenthränen rollten dem wackeren Mädchen über die Wangen, und voll inniger Dankbarkeit warf es sich an die treue Mutterbrust, indem seine Lippen von den kindlichsten Dankesworten überflossen.

„Fasse Dich, Elisabeth,“ suchte die Mutter die Aufregung ihres Kindes zu beschwichtigen; „ich bin unbeteiligt an diesem Geschenk. Der Onkel ist die Hauptveranlassung gewesen und hat Deinem Vater nicht eher Ruhe gelassen, als bis er ein Instrument in der Stadt gekauft und die Hälfte des Betrags von dem Onkel angenommen hat.“

„O, der liebe, liebe Vater und der liebe, liebe Onkel!“ jubelte Elisabeth. „Wie werde ich beiden dieses kostbare Geschenk jemals vergelten können! O ich weiß schon, zunächst durch fleißiges Studium, und dann durch Liebe und Aufmerksamkeit jeder Art. Aber wie ist es denn möglich gewesen, daß mir das hat verborgen bleiben können! Daß ich nicht das Geringste von dem Transport bemerkt habe!“

„Als der Vater verpflichtet wurde und sich länger, als er wünschte, mit dem Onkel in der Residenz aufhalten mußte,“ berichtete die Mutter, „sind beide bei näherer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten auch auf ein Pianoforte-Magazin gestoßen. Da hat denn der Onkel auf einmal den Gedanken geäußert: „Elisabeth muß ein solches Pianoforte von der besten Art haben,“ und einmal ausgesprochen, giebt es für den Onkel keine Umkehr mehr — der Gedanke muß sich in die That verwandeln.“

„Und der Vater ist gleich bereitwillig darauf eingegangen?“ fragte Elisabeth.

„Anfänglich nicht, mein Kind, er behauptete, das Geld doch noch besser anwenden zu können und er wolle namentlich nicht eine so große Summe sogleich ausgeben; als jedoch der Onkel beim Hören des Preises bereitwillig die Hälfte des Betrags als Beisteuer anbot und sich nicht davon hat zurückbringen lassen, so hat Dein Vater, um Deinem Onkel nicht zu widersprechen, endlich nachgeben müssen.“

„Aber der Transport nach unserer Wohnung und an dem Forsthaufe vorüber?“

„Das wurde auf folgende Weise eingerichtet. Einer von den Forstgehilfen muß wöchentlich in Dienstangelegenheiten des Onkels in das Ministerium, und als dieser gestern vom Pianoforte-Fabrikanten die Nachricht erhielt, das Instrument könne nunmehr als vollständig fertig abgeliefert werden, so machte der entschlossene Kellermann, der gerade in der Stadt war, wenig Umstände; er ließ es verladen und begleitete den Transport bis an den Kreuzweg im Walde. Hier ließ er halten und ging voraus nach dem Forsthaufe, und da Du mit Ernst gerade zum Herrn Amtmann gegangen warst, so konnte das Hinschaffen und Abladen bei unserer Wohnung ganz unbemerkt geschehen. Bedanke Dich also auch bei Kellermann dafür.“

„O Mütterchen, ich werde niemand vergessen, der hierbei thätig gewesen.“

„Willst Du denn das Instrument nicht probieren, Elisabeth? Willst Du Dich nicht von seinem Ton, seiner Klangfarbe und seiner Kraft überzeugen?“

„Anfänglich, lieb Mütterchen, hatte ich eine wahrhafte Scheu und Furcht vor diesem prachtvollen Pianoforte,“ antwortete Elisabeth, — „aber jetzt, nachdem ich die köstliche Quelle weiß, aus welcher seine Anschaffung für mich bewirkt

wurde, kann ich dem Drange kaum widerstehen, dasselbe einer Probe zu unterwerfen.“

„Nun so versuche Dein Glück, Elisabeth,“ sprach Frau Ferber und öffnete das Pianoforte, dessen Tasten ihre Tochter im nächsten Augenblicke die wundervollsten Töne zu entlocken wußte. Das junge Mädchen phantasierte zunächst einige Minuten lang, bis sie in Webers herrliche Jubelouvertüre überging und gerade dem Schlusse derselben mit der ergreifenden Melodie: „Den Fürsten segne Gott“ einen ergreifenden Ausdruck zu verleihen wußte.

Ein lautes Bravo aus des Onkels Mund schlug an Elisabeths Ohr; eiligst flog sie dem alten Oberförster entgegen, um ihm so recht aus voller Seele zu danken. „Laß es gut sein, Goldkind, ich habe es ja mehr noch meinerwegen als Deinetwegen gethan. Seit ich Dich spielen gehört, habe ich erst wieder empfunden, wie die Musik meinem alten Herzen wohl thun kann. Und deshalb bedinge ich mir von vornherein aus! Du mußt stets spielen, wenn ich einmal zu Euch komme.“

„So oft und so viel Du willst, mein teurer Onkel“, dankte Elisabeth herzlich.

„Die Hauptfreude, mein Goldelschen, ist aber doch für mich jetzt eben gewesen, wo ich Dein Entzücken über das schöne Instrument gesehen und die ersten Klänge desselben von Deinen Händen vernommen habe. Willst Du noch etwas spielen?“

„Jawohl, Dein Lieblingslied, Onkel!“ Nach einigen präludivierenden Akkorden drang Mendelssohns wundervolle Melodie durch die stille Morgenluft und Elisabeths liebliche und wiederum auch so stark anschwellende Stimme erklang dazu:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden, muß scheiden!

Den alten Oberförster ergriffen der glockenreine Gesang

seiner Richte und die prachtvollen Töne des Instrumentes so gewaltig, daß ihm Thränen in den mächtigen Bart hinabrieselten und er sich stillschweigend seinem lieben Walde wieder zuwandte, um seine Bewegung vor den Blicken seiner Richte und der im Garten beschäftigten Arbeiter verbergen zu können.

Als Elisabeth den Dnfel nicht mehr vorfand, ahnte sie den Grund seiner Entfernung sofort und ließ ihn ziehen, ohne ihn zurückzurufen, wohl aber suchte sie ihre Mutter auf, die noch am offenen Flügel verweilte und der Tochter Rückkunft erwartete, damit Elschen noch einige Stücke spiele.

Als eine kleine Pause eingetreten war, näherte sich der Maurer Schwarz mit der Meldung, daß seine und seiner Leute Arbeit beendet sei, und daß noch mit dem heutigen Tage der Herr Forstschreiber mit seiner werthen Familie die wiederhergestellte Wohnung beziehen könne, wenn das noch fehlende Hausgerät im Laufe des heutigen Tages herbeigeschafft würde. — Das war eine recht freudige Nachricht für Elisabeth, die auf ihrer Mutter Geheiß spornstreichs hinwegeilte, um dem Vater die frohe Botschaft zu melden und die nötigen Vorkehrungen ohne weiteres zu veranstalten.

Amtmann Voigt hatte versprochen, einen Wagen zur Verfügung zu stellen, und ohne eine Minute Zeit zu verlieren, wanderte Elisabeth mit Ernst zu ihm hin, um das Fuhrwerk aus Linddorf herbeizuschaffen. Sie trafen es auch so glücklich, daß sofort ein geräumiger Wagen zur Verfügung stand, und erhielten die feste Zusicherung, daß derselbe Punkt ein Uhr vor dem Forsthaufe halten solle. Wie Elisabeth ihrem Vater erst für das geschenkte Pianoforte gedankt hatte, ehe sie ihm die Nachricht von dem bevorstehenden Beziehen der Wohnung mitgeteilt hatte, so erzählte sie nach Bestellung ihres Auftrags in der Freude ihres Herzens den freundlichen Gutsleuten von dem gewordenen herrlichen Geschenk; als diese die Befürchtung daran knüpfen, daß Elschen wahrscheinlich bei ihnen nicht mehr spielen werde, da gelobte das dankbare junge

Mädchen sofort, daß sie ihre Besuche durchaus nicht einstellen und dabei so viel spielen werde, als nur von ihr verlangt werde.

Punkt ein Uhr hielt der Wagen vor dem Forstthause, und alles griff fleißig und unaufgefordert zu, um die Ferber'schen Möbel, die nach der neuen Wohnung geschafft werden sollten, auf den Wagen zu bringen. Die Forstgehilfen, die alte Sabine, ja selbst die sonst so böswillige Bertha, leisteten hilfreiche Hand, letztere lehnte aber verschlossen jede Dankbarkeitsbezeugung von seiten Elisabeths ab; sie verlangte keinen Dank.

So freudig auch der Einzug von den Beteiligten begrüßt und unternommen wurde, so schmerzlich berührte es doch auch andererseits, das trauliche und freundliche Forsthaus, das sie so gastlich aufgenommen und beherbergt hatte, und in dem sie so viele frohe Stunden in den letzten Wochen verlebt hatten, verlassen zu müssen. Wehmütig fast schauten der Oberförster, Sabine, wie Kleemann und Kellermann den Dahinziehenden, den ihnen allen so lieb und wert Gewordenen nach, als gälte es eine Trennung und einen Abschied, der nach Raum und Zeit ein ganz außergewöhnlicher sei; nicht eher zog ein heiterer Zug in die Herzen und Mienen der Teilnehmenden ein, als bis Elisabeth mit heller Stimme das hübsche Lied anstimmte, in das die Übrigen lebhaft einsetzten:

So leb denn wohl, Du stilles Haus,
Betrübt zieh ich von dir hinaus!



Dreizehntes Kapitel.

Als wir Frau von Hollfeld auf Schloß Lindhof jüngst verlassen hatten, war sie aufgebracht und empört über die angeblichen Beleidigungen, welche ihr von seiten des Pastors und des Amtmanns zugefügt sein sollten. Ihr Neffe war ihr, als ihr Zorn am höchsten war, ausgewichen, es war ihr, da er einige Tage bei einem auswärtigen Freunde zubrachte, somit keine Gelegenheit gegeben, ihre Pläne sofort in Ausführung bringen zu können. Sie wurde von Tag zu Tag ruhiger, und als sie durch Bertha gar in Erfahrung gebracht hatte, daß der durchlauchtigste Fürst beim Oberförster vorgefahren war und sich außerdem noch zu dem Pfarrer und Amtmann begeben hatte, da wuchsen diese glücklichen Menschen, denen eine solche Gnade zu teil wurde, in ihren Augen gar gewaltig im Ansehen, und sie glaubte jede Gewaltmaßregel gegen dieselben einstweilen aussetzen und einen geeigneteren Zeitpunkt erwählen zu müssen. Bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Kurt von Walde war sie daher so liebenswürdig, als sie es eben sein konnte, wenn sie nur wollte.

„Lieber Kurt, Du hast mich und Marie ungemein vernachlässigt, Du hast uns nicht einmal mitteilen lassen, wohin Du Dich begeben hattest,“ begann die Baronin zwar in einem etwas vorwurfsvollen, aber doch immer noch sehr freundlichen Tone.

„Verzeihe, liebe Tante,“ antwortete Kurt, „daß ich Dir mein kleines Reiseziel nicht mitgeteilt habe; aber ich glaubte mich meiner schuldigen Rücksichten entledigt zu haben, als ich Euch beiden melden ließ, daß ich auf einige Tage, ja vielleicht auch länger als auf eine Woche verreisen würde. War das nicht genügend für Dich und Marie?“

„Bei dem nahen verwandtschaftlichen Interesse, das wir an Dir und an allen Deinen Beziehungen nehmen, hätten wir es besonders angenehm empfunden,“ antwortete Frau von Holfeld, „wenn Du uns mitgeteilt hättest, wohin Dich Deine Reise führen und wie lange Deine Abwesenheit dauern würde. Nicht wahr, meine liebe Marie?“

„Gewiß, lieber Kurt, ich muß der Tante vollkommen recht geben,“ antwortete Fräulein von Walde, nachdem ein Blick ihres Bruders sie zum Sprechen aufgefordert hatte.

„Gut,“ erwiderte der Baron, „ich werde für die Folge weniger rücksichtslos sein und Euch stets über meine Wege und Ausflüge die genaueste Auskunft geben.“

„Du mußt uns nicht mißverstehen, lieber Kurt,“ sprach Marie weiter, „wir wollen kein Aufsichtsrecht über Dich ausüben; aber ist es nicht ein drückendes Gefühl für uns, wenn wir nach Dir gefragt werden und bloß antworten können, Du seiest verreist, und wir wissen dabei nicht einmal zu sagen, wohin und auf wie lange Zeit etwa.“

„Du hast recht, Schwesterchen, das soll von mir niemals wiedergehören,“ mußte Herr von Walde doch einräumen. „Ich bitte wirklich um Verzeihung.“

So war der Friede unter den Schloßbewohnern vorläufig wieder hergestellt, nachdem zuvor zwischen dem männlichen und weiblichen Teile augenscheinlich eine Art von Spannung bestanden hatte.

Auch mit ihrem Sohne und dem Herrn Kandidaten hatte sich die Gnädige wieder ausgesöhnt, obwohl sie anfänglich sehr entrüstet darüber war, daß der Erzieher eines jungen

Barons es geduldet hatte, seinen Zögling an den Spielen und Lesestunden mit den Kindern eines Forstschreibers teilnehmen zu lassen. In ihrem Hochmuth hatte die Frau Baronin kein Mitgefühl für die Freudenäußerungen des noch überglücklichen Knaben, der von nichts anderem zu sprechen und zu erzählen wußte, als von dem schönen Exercieren, dem Reiten auf Steckenpferden und dem herrlichen Märchen, das Else ihm und ihrem Bruder vorgelesen habe; rasch war der Baronin harter Spruch gefällt: das dürfe niemals wieder geschehen, wie überhaupt eine Berührung mit den Leuten aus dem Forsthaufe zu vermeiden sei. Daß die stolze Frau sich aber von einer Verwandten desselben Forsthauses rapportieren ließ und ähnliches that, was ihr Söhnchen vermeiden sollte, das bedachte sie keineswegs. Wie aber die beruhigende Nachricht von dem Besuche des Landesherrn verkündet wurde, da fand Frau von Hollfeld auch keinen Grund mehr, den Umgang ihres Söhnchens mit des Forstschreibers Kindern so hart zu verurtheilen; nur in das Forsthaus selbst, in das Eigentum des rauhen Oberförsters, sollte ihr Emil keinen Fuß setzen, und so oft auch der Knabe einen Versuch unternahm, seine beiden Spielgefährten vom Pfingstfeste her wieder anzutreffen, so wollte ihm eine Begegnung im Freien doch nicht gelingen; gegen das Gebot der Mutter aber zu handeln, duldete sein Lehrer nicht.

„Gedulden Sie sich nur noch kurze Zeit, junger Herr,“ tröstete ihn Kandidat Kreuzer, „die beiden Kinder ziehen mit ihren Eltern auf die alte Burg, die wieder neu eingerichtet ist, und dort dürfen wir sie mit Erlaubnis Ihrer gnädigen Frau Mutter besuchen. Dann wollen wir recht oft hingehen, und der kleine Knabe soll auch auf das Schloß zu uns kommen und Sie besuchen dürfen, wenn er will.“

„Das wäre schön,“ jauchzte Emil, „aber, Herr Kandidat, das wird noch lange dauern.“

„Es wird sicherlich sehr bald geschehen,“ antwortete

Kreuzer, „ich habe kürzlich erst mit einem Maurer gesprochen und erfahren, daß auf Gnadeck nur noch sehr wenig herzustellen ist.“

„Dort fährt ein Wagen, Herr Kandidat,“ rief der Knabe aus, als sie aus dem Walde in die bekannte Lichtung traten, „und das Mädchen und der Knabe gehen nebenher.“

„Sehen Sie, die braven Leute werden heute schon ihre Wohnung beziehen.“

„Wollen wir zu ihnen gehen und mit helfen, Herr Kandidat? Das wäre sehr schön!“

„Nein, heute dürfen wir sie noch nicht besuchen, auch wenn wir helfen wollten, was wir doch aber gar nicht können. Wir würden die Leute durch unser Erscheinen stören.“

„Ach, das ist doch recht schlimm, Herr Kandidat, ich würde so gern helfen.“

Niemand von der Ferberschen Familie hatte die beiden Bewohner vom Schloß Lindhof bemerkt, nur Elisabeths scharfem Auge waren sie nicht entgangen, und scherzend sprach sie zu ihrem Bruder: „Sieh, Ernst, dort ist ja Dein lieber Spielfamerad, willst Du ihm nicht guten Tag sagen und fragen, warum er nicht wiedergekommen ist?“

So ungern sich Ernst auch von dem Wagen mit den Möbeln trennte, um nichts von dem Umzuge zu versäumen, so zögerte er doch nur wenige Augenblicke; dann aber sprang er fröhlich auf den jungen Baron zu, der natürlich bei Ernsts Anblick nicht mehr zurückzuhalten war und seinem Gefährten auf halbem Wege entgegeneilte. Das war eine Freude des Wiedersehens und ein Glück auf beiden Seiten, wie es nur in noch gänzlich unverdorbenen Kinderherzen blühen und gedeihen kann. Offenherzig, wie Kinder sind, theilte Emil von Hollfeld seinem kleinen Freunde mit, daß er so gern in das Forsthaus gekommen wäre, aber seine Mama habe ihm dies verboten, weil der alte Oberförster sehr garstig sei und ihm leicht wehe thun könne.

Da lachte Ernst aber laut auf und sprach: „O mein Onkel thut niemand wehe! Der ist viel zu gut, als daß er so etwas Unrechtes begehen könnte. Aber zu uns in unsere Wohnung wirst Du doch kommen, und mit mir und Schwester Elisabeth spielen?“

„Ja, ja,“ antwortete Emil, „ich komme auf Euer Schloß und Du kommst zu uns auf das Schloß — nicht wahr?“

„Wenn es Deine Mama und meine Eltern erlauben, dann komme ich auch zu Dir.“

Während die beiden Knaben ihren jüngst geschlossenen Freundschaftsbund erneuerten und für die Zukunft noch viel fester zu schließen gedachten, näherte sich der Kandidat Kreuzer der Ferberschen Familie, stellte sich derselben vor, dankte für das Entgegenkommen, das sein Zögling bei dem jungen Fräulein und dem Knaben gefunden habe, und bat um die Erlaubnis, sie bis an das Schloß Gnadeck begleiten zu dürfen, eine Bitte, welche dem höflichen Herrn recht gern gewährt wurde. Als sie indessen an den Eingang zur Burg kamen und Frau Ferber ihn mit seinem Zögling einzutreten ersuchte, dankte er herzlich und fügte hinzu: „Für heute will ich nicht stören, aber mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich gelegentlich meinen Schüler einmal herbegleiten.“ Man trennte sich, freilich von seiten der Knaben recht schwer; während nun Kreuzer und Emil ihren Spaziergang fortsetzten, wurde ein Stück des Hausgerätes nach dem anderen durch die frühere kleine, jetzt aber recht stattlich erweiterte Mauerpforte nach der Wohnung geschafft, und noch ehe die Sonne Anstalten traf, sich zum Untergange zu rüsten, war alles unter Dach und Fach geschafft und in bester Ordnung. — Die Familie befand sich allein in ihrem Besitztum.

Elisabeth trat zum Flügel, griff in die Tasten und drückte die Gefühle, die ihr junges Herz durchbeben, in anfänglich leisen, allmählich sich immer mächtiger entfaltenden Tönen aus, die wie ein feuriges Dankgebet den Saiten entquollen.

Es war ein rührendes Bild, das dem Auge eines unbefangenen Zuschauers sich hier entrollte: am Flügel das liebe Mäddchen, ihr zur Seite geschmiegt der blühende Kinderkopf ihres Bruders und hinter ihrem Stuhle das Elternpaar mit andächtig gefalteten Händen. Sobald Elisabeth geendet und sich wieder erhoben hatte, schloß sie Ferber an seine Brust, küßte sie auf die Stirn und sprach leise und ernst zu ihr: „Bleibe stets so, meine Tochter!“

„Wir wollen jetzt aber, lieber Vater, nachdem wir unserem gütigen Vater im Himmel unseren Dank dargebracht haben, uns nun unseres Lebens freuen und von Herzen fröhlich sein. Gott ist es so jedenfalls am angenehmsten.“

Ehe sich Ferber zu einer Antwort sammeln konnte, stürmte jemand die Treppe herauf; es war der Onkel Oberförster, der seinen ersten pflichtmäßigen Besuch machte und seinen aufrichtigen Glückwunsch darbrachte. Er war noch im Jagdanzuge, mit Büchse und Seitengewehr bewaffnet; er war gerade auf seinem Heimwege begriffen, als ihm der leere Wagen begegnete, auf dem Möbel, Betten und Hausgeräte hergeschafft worden waren, und der Wagenführer ihm die Mitteilung vom vollendeten Umzuge des Herrn Forstschreibers und seiner werthen Familie gemacht hatte. Da ließ sich der alte Herr nicht halten, da mußte er der Erste sein, der seinen Bruder, seine Schwägerin, sein liebes Goldelschen und seinen kleinen Neffen zu beglückwünschen kam.

„Onkelchen, Du bist ein wahrer Freudenbringer für uns,“ rief Elisabeth. „Sind wir doch durch Dein Erscheinen gleich wieder wie zu einer Familie vereinigt. Aber Du bist noch nicht zu Hause gewesen und wirst tüchtigen Hunger haben. Du bleibst zum Abendbrot hier und bist unser lieber Gast; wenn wir auch nicht viel im Hause haben, so viel findet sich aber doch, um einen hungrigen Onkel noch satt zu machen.“

„Bleiben will ich recht gern, Kinder, und Hunger habe

ich auch," sprach der Oberförster heiter, „aber zur Bedingung stelle ich, daß wir im Garten in der Laube speisen und Elisabeth an Stelle ihrer Mutter zeigt, ob sie eine Hausfrau vertreten kann.“

„Topp, Onkel, es gilt," entgegnete Elisabeth heiter, „und wenn ich es kann?“

„Dann sollst Du auch einmal einen braven, tüchtigen Mann bekommen!“

„Spaßvogel!" lachte Elisabeth, und eilte hinaus, um den Tisch in der Laube zu besorgen. Alles ging ihr leicht und rasch von Händen, und ehe kaum zehn Minuten vergangen waren, so stand ein Tischlein decke dich in der Laube, welches eine wahre Freude für einen Appetit verspürenden Magen war. Der laute Ruf Elisabeths: „Fertig!" gab das Zeichen zum Beginn der Tafel, und erfreut und willig folgten alle ihrem gegebenen Winke, die Ansprüche des Magens zu befriedigen.

„Das Mädchen ist ein wahrer Hexenmeister," sprach der Oberförster mit sichtlichem Entzücken. „Alles, was sie angreift, gelingt ihr. — Halt, daß ich es nicht vergeße; da hat die Frau Amtmann kürzlich die Frage an mich gestellt, ob es Elisabeth, wenn ihr alle hier erst ordentlich eingerichtet seid, nicht möglich wäre, mehreren armen Dorfmadchen wöchentlich einige Stunden Unterricht im Stricken und Häkeln zu erteilen. Zur Arbeit im Felde sind die Kinder noch nicht zu gebrauchen, aber um einen Strumpf stricken zu lernen, sind sie doch schon alt genug. — Nun, Goldkind, wie wäre das?“

„Mit tausend Freuden, lieber Onkel," antwortete Elisabeth, „natürlich nur, wenn es Mama mir erlaubt und mich entbehren kann.“

„Das wird sich machen lassen," sprach Frau Ferber freundlich, „es kann für Dich von Vorteil sein, kleineren Kindern Unterricht zu erteilen.“

„O das wird herrlich werden, wenn ich mich nützlich machen kann!“

„Der Herr Pastor wird für Deine Schülerinnen in seinem Hause eine Stube einräumen. Ist das Wetter schön, so legst Du den kurzen Weg zu Fuß zurück, und bei ungünstigem und regnerischem Wetter wird Dich der Herr Amtmann in seinem Staatswagen abholen lassen. Bist Du einverstanden, Elschen?“

„Gewiß, lieber Onkel, und ich freue mich schon auf die erste Stunde. Wann soll diese wohl sein?“ fragte das Mädchen strahlenden Auges.

„Ja, Kind das habe ich bis jetzt unmöglich ausmachen können!“ lachte der Oberförster, erfreut über den Feuereifer seiner lieben Nichte.

„Du wirst am besten thun, Elisabeth, wenn Du Dich in den nächsten Tagen selbst zur Frau Amtmann begiebst,“ sprach Frau Ferber, „um mit derselben alles Erforderliche zu besprechen. Zu solchen Unterhandlungen hat der Onkel keine Zeit.“

„Recht, Frau Schwägerin, ich war nur der Brieftote,“ lachte der Oberförster, „von dem übrigen Weiberkram verstehe ich nichts und überlasse ihn anderen Leuten.“

Hiermit endete das Gespräch; man beschäftigte sich fortan lebhaft mit der Befriedigung des Magens, bis der Oberförster durch Erheben von der Bank das Zeichen zum Schluß der Tafel gab. Man versuchte ihn vom Aufbruche zurückzuhalten, aber er widerstrebte sehr energisch.

„Was soll meine alte Sabine denken, wenn ich so spät abends noch nicht in meinen vier Pfählen bin! Sie wird mich für einen Herumstreicher halten und mir in einer Standrede erklären, daß in meinem Alter eine regelmäßige Lebensweise unbedingte Pflicht für mein Wohl sei.“

„O, die verständige und gute Sabine,“ rief Elisabeth neckend, „wird um ihr Schoßkindchen, den Herrn Oberförster,

keineswegs besorgt sein, sie wird vielmehr kluger Weise wissen, daß er bei seinen Verwandten eingekehrt ist und ihr beim Nachhausekommen erzählen kann, wie es bei Forstschreibers aussieht.“

„Dann,“ sagte der Oberförster lachend, „wird sie neugierig und verlangt, Euch in den nächsten Tagen ihren Besuch machen zu dürfen.“

„Das wäre prächtig!“ jauchzte Elisabeth, und auch der kleine Ernst klatschte vergnügt in seine beiden Händchen, denn auch er hatte die alte, freundliche Haushälterin mit der großen weißen Haube von Herzen gern.

„Ladet sie Euch ein, da kommt sie ganz ohne mein Zutun, zumal wenn sie am Sonntag Nachmittag ihre ganze Küchenwirtschaft besorgt und sich in Wachs geworfen hat,“ bemerkte der Oberförster voll heiterster Laune. „Aber nun gute Nacht, Bruder, gute Nacht, Frau Schwägerin, Du, mein Goldelschen, und mein Prachtjunge.“

„Gute Nacht!“ tönte es jetzt von allen Seiten, und der alte gemüthvolle Dufel schritt stolz durch die Mauerspforte, durch welche er nur in gebückter Stellung ein- und ausgehen konnte; aber das ließ sich Elschen nicht nehmen, dem alten Herrn mit ihrem Papa noch ein Stück Weges das Geleit zu geben.



Vierzehntes Kapitel.

Die erste Nacht in einer neuen Wohnung! Der Volksglaube sagt, was man da träume, das gehe in Erfüllung. Elisabeth hatte sehr viel geträumt. Ernstes zwar auch, aber weit mehr des Heiteren, Schönen und Angenehmen, und ähnlich war es ihren Eltern gegangen. — Das Leben dieser Familie kehrte jetzt in das ruhige Geleise eines auf sich und wenige andere beschränkten bürgerlichen Kreises zurück, der mit seinem Lose zufrieden und in seinen Grenzen angemessen thätig ist. Der geregelte Gang des Familienlebens war in einigen Tagen hergestellt, nachdem sich der Forstschreiber seine Dienst- und Arbeitsstunden, die er in den Wochentagen innehalten mußte, nach Übereinkommen mit seinem Bruder ordnungsmäßig festgesetzt hatte.

Elisabeth benutzte einen der ersten Tage, um der Anforderung der Frau Amtmann Voigt nachzukommen und sich mit ihr über die Errichtung der schon erwähnten Strickstunde zu verständigen. Diese äußerst verständige und wohlwollende Frau einigte sich mit dem jungen bereitwilligen Mädchen sehr bald dahin, daß an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen in den Stunden von drei bis fünf Uhr, wo die Mädchen keinen Schulunterricht zu besuchen hatten, die Strickstunde vorläufig abgehalten werden solle. Für Nadeln und

Garn mußten die Kinder, deren Eltern die Bezahlung ermöglichen konnten, selbst sorgen, während für die ärmeren der Pfarrer und der Amtmann zu sorgen sich bereit erklärt hatten. Damit Elisabeth den zwar kurzen Weg und Rückweg von und nach Linddorf nicht allein zu gehen hatte, so wurde von der Frau Amtmann bestimmt, daß das Mädchen des Herrn Pastors, oder abwechselnd jemand von ihrem weiblichen Dienstpersonale Elisabeth aus ihrer Wohnung abholen und wieder dahin zurückbegleiten mußte. Es war für beide Teile somit ein an nicht unbedeutenden Opfern reiches Unternehmen; aber um des guten Zweckes willen war man gern bereit über die Mühen und Beschwerlichkeiten hinwegzusehen.

Die erste Stunde ward angefetzt und abgehalten. Acht Mädchen in dem Alter von sechs bis zehn Jahren waren erschienen, alle hübsch und sauber gekleidet und alle mit Stricknadeln und Garn wohlauß versehen. Die Frau Amtmann setzte in Gegenwart des Herrn Pfarrers den Kindern den Zweck dieser Unterrichtsstunden auseinander, stellte ihnen Elisabeth als ihre Lehrerin vor, der sie gehorsam und fleißig zu folgen hätten, und wollte eben die Namen der einzelnen Kinder aufzählen, als Elisabeth die Frau Amtmann freundlich ersuchte, sie mit den Kindern allein zu lassen, sie wolle sich selbst mit denselben bekannt machen. Man erkannte dies für den besten Weg, das Vertrauen und die Zuneigung der kleinen Mädchen zu gewinnen, und so wurden die Kinder den Händen ihrer Lehrerin überlassen. Anfänglich waren die Schülerinnen Elisabeths so schüchtern und verlegen, daß sie sich kaum getrauten ihre Namen zu sagen; als sie aber gewahrten, wie gütig und freundlich die Lehrerin gegen sie gesinnt war, so tauten die kindlichen Herzen allmählich auf, und es war noch nicht eine halbe Stunde vergangen, so war es Elisabeths Zureden gelungen, die Mädchen zum Sprechen zu bringen und vor allen Dingen sie auch zum Führen der Stricknadeln geschickt zu machen.

Die Arbeit ging besser von statten, als Elisabeth selbst zu hoffen gewagt hatte, die Mädchen zeigten Fleiß und guten



Willen, und schon nach den ersten Stunden sah Elisabeth zu ihrer Freude, daß ihre Thätigkeit nicht umsonst gebracht sein,

sondern jedenfalls gute Früchte tragen werde. Die Lehrerin verstand es indes nicht allein, die Hände und Augen der Kinder mit ihrer Arbeit zu beschäftigen, sondern sie mußte auch dabei für die Aufmerksamkeit des Geistes und die Veredelung der kindlichen Gemüther zu sorgen, indem sie abwechselnd ein Märchen erzählte, eine Schilderung aus einem Kinderbuche vorlas, eine Begebenheit aus der Geschichte mittheilte und dergleichen mehr.

Es war eine wahre Freude zu sehen, wie Elisabeth unter ihrer kleinen Kinderschar stand, hier unterwies, dort aufmunterte und anspornte, hier ein freundliches Wort des Lobes zu erteilen und an anderer Stelle eine leichte, kaum berührende Mahnung zur Aufmerksamkeit zu geben wußte; und wie hingen andrerseits die Augen der kleinen Mädchen voll Zuneigung an ihr, wie waren die Ohren bemüht, kein Wort verloren gehen zu lassen, sondern dem Gedächtnisse fest einzuprägen! Die Strickstunde hatte nach Verlauf von drei Wochen einen vollständig festen Boden gewonnen. Die Schülerinnen kamen nicht nur alle sehr regelmäßig, ihre Zahl hatte sich bereits von acht auf sechzehn vermehrt, so daß des Herrn Pastors Stube schon etwas zu eng zu werden begann. Im Dorfe, wie in Elisabeths Behausung, empfand man über das schöne Gedeihen dieses nützlichen Unternehmens die lebhafteste Freude und die Genugthuung, daß Elisabeth einen so hübschen Wirkungskreis erhalten hatte, wenn er auch, außer großem Dank, nicht den geringsten materiellen Vorteil im Gefolge hatte. Kurz, Elisabeth empfand das reinsten Glück, da ihr jung und alt mit größter Freundlichkeit begegnete und sie überall nur glückliche Gesichter im Dorfe sah. Überall wurde sie mit einer wahrhaften Hochachtung behandelt und respektvoll mit „Fräulein Terber“ begrüßt; aber wenn sich die armen Leute im Dorfe, oder Elisabeths Schülerinnen unbeachtet glaubten, wurde sie allgemein nur „Goldelschen“ genannt. Ja, der Schulmeister konnte eines Tages dem Herrn Pfarrer

zu dessen Genugthuung berichten, daß in seine Schulmädchen, seitdem sie zum theil die Strickstunde besuchten, eine ganz andere Aufmerksamkeit, ein ganz anderer Geist gefahren sei und daß in seinen Schulstunden eine viel größere Pünktlichkeit und Sauberkeit wie früher herrsche.

Daneben veräumte Elisabeth natürlich den Unterricht ihres Bruders eben so wenig, wie sie an ihrer eigenen weiteren Ausbildung, namentlich im Klavierspiel, tüchtig fortarbeitete. So kam es einst, daß Frau von Hollfeld, aus Neugier über das neu hergerichtete Besitztum der ihr so widerwärtigen Familie Ferber, sich mit ihrer Nichte Marie auf einer Spazierfahrt durch den Wald in die Nähe der alten Burg Gnadeck hatte fahren lassen. Freilich konnte sie mit ihren Augen nichts Besonderes entdecken; aber wie erstaunte sie und Marie, als plötzlich die herrlichsten Mozartschen Weisen, wie von Meisterhand dem Instrument entlockt, aus dem offenen Fenster der Burg zu ihnen herausdrangen. Solch ein seelenvolles, herrliches Spiel, behauptete Marie, habe sie nur selten gehört, und wie müsse der zu beneiden sein, dem solche außerordentliche Fertigkeit zu Gebote stehe. Der Wagen mußte halten, damit den beiden Damen kein Ton verloren ging, und man achtete nicht darauf, daß man mitten auf der Straße anhielt.

„Wer mag so wundervoll zu spielen verstehen?“ fragte Marie halb laut.

„Jrgend ein Virtuos aus der Residenz, der bei Ferbers zum Besuch ist,“ antwortete die Baronin. „Wahrscheinlich hat er sich auch gleichzeitig ein Instrument mitgebracht, denn wie sollten diese Leute sonst zu einem so teuren Flügel gekommen sein? — Wir wollen doch ganz einfach den Kutscher einmal nachfragen lassen, wer in dem Hause spielt.“

„Das werden Sie, liebe Tante, hoffentlich unterbleiben lassen,“ sprach plötzlich eine volle und ernste Männerstimme dicht neben dem Wagen; erschrocken wandten sich die beiden

nach dem Sprecher um, in dem sie sofort Herrn von Walde erkannten. „Ich wünsche es sehr!“

„Und warum sollen wir nicht fragen lassen?“ entgegnete die Baronin gereizt. „Der Klavierspieler kann uns ja auf Schloß Lindhof etwas vorspielen und wird anständig dafür bezahlt.“

„Es ist auch kein Spieler, werthe Tante, der sich für Geld hören läßt,“ entgegnete der Baron, „sondern ein junges Mädchen mit außerordentlichen Geistes- und Herzensanlagen, wie mir der Pfarrer Erdmann und der Amtmann Voigt, welche das Spiel des Mädchens schon mehrmals bewundert, übereinstimmend versichert haben.“

„Das muß ja ein wahres Wunder sein,“ sprach die Baronin heftig; „hast Du Dich doch schon so weit vergessen, lieber Kurt, mit ihr allein in den Ruinen herumzukriechen.“

„Tante!“ fuhr Herr von Walde zitternd vor innerer Erregung auf; aber sich gewaltsam mäsigend, fragte er, „wer hat so etwas verleumderischer Weise zu äußern gewagt?“

„Es ist von mehreren unserer Leute gesehen worden, mein bester Herr Neffe.“

„Ich mag die Namen dieser böswilligen Verleumder von Dir gar nicht wissen. Wohl habe ich einmal in Fräulein Ferbers Weisheit die Burgruine vor ihrer Wiederherstellung besucht, aber nur in ihres Vaters Begleitung und mit dessen Erlaubnis, da meine Altertums-Studien mir die Versuchung so nahe legten, daß ich nicht widerstehen konnte. — Ich will diese Verdächtigung aus Deinem Munde nicht vernommen haben; lasse mich aber solch eine Andeutung nicht wieder ahnen — ich würde sonst mit aller Strenge gegen Dich verfahren.“

„Nimm nur solch einen kleinen Scherz,“ bemerkte die Baronin einlenkend, „nicht gleich gar so ernst, lieber Kurt. — Das Mädchen ist ja eine Virtuosa, so daß ich es sogar recht gern sehen würde, wenn Marie mit demselben vierhändig spielen und so auf diese Weise ihre unterbrochenen Klavier-

studien wieder aufnehmen könnte. Da Du nun mit den braven Leuten schon Bekanntschaft geschlossen hast, so würde es am besten sein, wenn Du diese Angelegenheit in die Hand nehmen und zur Ausführung bringen wolltest.“

„Zunächst, Tante, wollen wir hier nicht länger halten,“ erwiderte der Baron ernst; „zu Hause läßt sich ein solcher Punkt ohne Zeugen ja bequemer besprechen.“

„Du hast recht, lieber Kurt, das ist fast unschicklich. Willst Du zu uns einsteigen?“

„Nein, ich danke, ich komme zu Fuß in das Schloß zurück und werde bald wieder dort sein,“ sagte der Baron ablehnend; damit entfernte er sich.

„Ist das Dein Ernst, liebe Tante,“ fragte Marie zweifelnd, „daß ich mit der prächtigen Klavierspielerin wirklich vierhändig — —?“

„Mein voller Ernst, mein Kind,“ lächelte die Baronin, nachdem sie dem Kutscher Befehl zum Weiterfahren gegeben hatte; im stillen aber dachte sie in ihrem Inneren, daß es ihr nicht einfallen werde, zu einem solchen Auskunftsmittel zu greifen; aber sie hatte mit Entsetzen bemerkt, wie furchtbar ernst ihr Neffe ihre hingeworfene Beschuldigung aufgenommen hatte, und daß es die höchste Zeit sei, durch ein übergroßes Entgegenkommen Kurts mühsam verhaltenen Zorn zu befänstigen.

Marie von Walde erfaßte den Gedanken, Elisabeth Ferber in ihre Nähe zu bekommen, mit großer Lebhaftigkeit und fand ihren Bruder sehr gern bereit, ihr diesen Wunsch erreichen zu helfen. So ging denn am andern Nachmittag bereits in die Wohnung des Forstschreibers nachstehendes Schreiben ab:

Verehrtester Herr!

Ich habe mich am gestrigen Tage beim Vorüberfahren an Ihrer Wohnung mit wahren Vergnügen überzeugt, daß,

wie ich später von meinem lieben Neffen, dem Herrn Baron von Walde, bestätigt erhalten habe, Ihr Fräulein Tochter eine nicht unbedeutende Virtuosiin auf dem Pianoforte ist. Da nun meiner Nichte, Fräulein Marie von Walde, sehr viel daran gelegen ist, ihre früher angefangenen, leider aber wieder unterbrochenen vierhändigen Klavierübungen fortsetzen zu können, so möchte ich in meinem, wie meiner Nichte und meines Neffen Namen Sie höflichst gebeten haben, Ihrem Fräulein Tochter die Erlaubnis gütigst erteilen zu wollen, wöchentlich zweimal nach Schloß Lindhof zu kommen und mit meiner Nichte Übungen vorzunehmen.

Vielleicht gestatten Sie Ihrem Fräulein Tochter, daß dieselbe mich in Schloß Lindhof aufsucht und mit mir, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Einwilligung nicht versagen, alle erforderlichen Punkte mündlich verhandelt. Ich bin jeden Morgen von zehn bis zwölf Uhr auf Schloß Lindhof sicher anzutreffen.

Achtungsvoll

Baronin von Hollfeld.

Schloß Lindhof.

Als der Forstschreiber am Abend aus dem Forsthouse in seiner Wohnung anlangte, fand er zu seiner Verwunderung diesen Brief vor und theilte seiner Frau den Inhalt desselben sofort mit. Beide waren darüber einig, den Onkel Oberförster in Elisabeths Gegenwart um seine Ansicht zu befragen, ob diesem Gesuche nachgegeben werden solle, vorher jedoch ihrer Tochter kein Wort davon mittheilen zu wollen.

Wie an den meisten Abenden, so kam auch heute der Oberförster auf seinem Nachhausewege auf wenige Augenblicke bei seinem Bruder vor und erkundigte sich, wie es den lieben Angehörigen ergehe. Als man ihm nun den Inhalt des unerwarteten Briefes mittheilte und Elisabeth in ihrer Herzens-

freude jubelnd ihre Zustimmung gab, da zog der alte Herr die Stirn kraus und begann in einem sehr ernstern Tone:

„Kinder, das ist mir nicht besonders lieb zu hören. Vor dem Herrn Baron habe ich allen Respekt, und auch seine Schwester soll ein gutes Fräulein sein, — aber die Frau von Hollfeld ist eine Frau, die nicht leicht mit einem ihrer Nebenmenschen in Frieden leben kann, herrschsüchtig ist und die Charaktere allmählich verdirbt.“

„Daraufhin, lieber Bruder,“ erwiderte der Forstschreiber, „kann es unsere Elisabeth wohl wagen; sie hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und wird weder eine Unbill ertragen, noch sich hochmütig oder sonst untugendhaft machen lassen.“

„Ich danke Dir herzlich, lieber Vater, für Dein Zutrauen,“ erwiderte Elisabeth.

„Daran denke ich,“ sprach der Oberförster, „bei meinem Goldelschen auch nicht; sie wird sich vielen Unannehmlichkeiten und Zurücksetzungen aussetzen haben.“

„Vor solchen Dingen wird sich meine Tochter nicht fürchten! Nicht wahr, Elisabeth?“ fragte die Mutter.

„Furcht! Weshalb? Wer ein reines Gewissen hat, braucht sich vor keinem Menschen und auch nicht vor einer Baronin zu fürchten,“ antwortete Else.

„Und ferner bedenke, lieber Bruder,“ fuhr der Forstschreiber fort, „Elisabeth wird in der Welt ihr Fortkommen suchen müssen. Was wir einstmals hinterlassen können, wird schwerlich ausreichen, um Ernst zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden. Wie sollte Elisabeth ein für sie geeignetes Unterkommen finden, wenn nicht durch Verwertung alles dessen, was sie gelernt hat und was man als ihr Talent zur Musik bezeichnet. In der Familie des Barons hat sie vielleicht Gelegenheit, von anderen Leuten gehört und beachtet zu werden und so eine passende Stellung in der Welt zu erlangen.“

„Ja, ja, das sehe ich alles ein und habe längst auch schon an ähnliche Dinge gedacht, — aber die Frau von Hollfeld soll mir keinen Versuch machen, mein Glaschen zu kränken oder gar herabzusetzen,“ äußerte der Oberförster halb ärgerlich, halb bedächtig.

„Sollte ich diese Absicht merken, bester Onkel, so kann ich ja den Besuch auf Schloß Lindhof ein Ende machen, wenn ich will,“ sprach Elisabeth tapfer. „Und sollte ich in diesem Falle nicht an Fräulein und an Herrn von Walde einen Schutz finden?“

„Nun, so geh meinerwegen in Gottes Namen,“ stimmte der Onkel endlich ein. „Langes Streiten ist durchaus nicht meine Sache. Gehe hin, sei klug, sei tapfer und bleibe gut.“

„Das werde ich bestimmt, Onkel. Hier meine Hand darauf.“ — Onkel und Nichte wechselten einen kräftigen Handschlag. Der alte Forstmann ging und erbat sich nur gleich Nachricht, sobald Elisabeth auf dem Schlosse gewesen sei und unterhandelt habe.

Am folgenden Morgen um elf Uhr stellte sich Elisabeth pünktlich auf dem Schlosse ein; sie wurde von Frau von Hollfeld mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen und sofort Fräulein von Walde vorgestellt, die ebenfalls von wahrhaft bezaubernder Freundlichkeit gegen das junge Mädchen war. Elisabeth wollte sogleich von dem eigentlichen Zwecke ihres Kommens sprechen, die Baronin indessen bat sie, einstweilen diesen Punkt nicht zu berühren und sich erst gegenseitig ein wenig auszusprechen und kennen zu lernen. Elisabeth mußte von ihren Eltern, ihren Schicksalen und von ihrem neuen Aufenthalte auf Burg Gnadeck erzählen und nahm dafür Mitteilungen über den Tod des Baron von Hollfeld, den Witwenstand der Baronin, den Bildungsgang des Fräuleins von Walde, und vielen anderen Dingen entgegen.

„Wir haben Sie und Ihr Spiel schon belauscht,“ begann die Baronin wohl nach Verlauf einer Stunde, „und sind so

entzückt darüber gewesen, daß meine Nichte den Wunsch hegt, mit Ihnen vierhändig üben zu können, liebes Fräulein.“

„Ich werde mich anfangs Ihnen gegenüber wie eine Anfängerin benehmen,“ sprach Fräulein von Walde zaghaft; „Sie müssen etwas Geduld haben.“

„Wo ist Elisabeth? Ich will sie sehen!“ rief Emil von Hollfeld ins Zimmer stürzend, „ich will wieder mit ihr exercieren und auf der Wiese spielen.“

„Emil, Welch ein Benehmen!“ fuhr die Baronin auf. „Die junge Dame heißt Fräulein Ferber, und Du mußt Achtung und Respekt vor ihr haben.“

„Lieber will ich sie haben!“ sprach der Knabe entschieden und eilte auf Elisabeth zu, „und sie soll mir wieder Märchen erzählen. Nicht wahr, Elisabeth?“

„Emil, Du wirst die junge Dame Fräulein Ferber nennen, oder Du entfernst Dich augenblicklich aus diesem Zimmer,“ befahl Frau von Hollfeld mit strenger Miene.

„O, gnädige Frau,“ bat Elisabeth, „lassen Sie Ihr Söhnchen mich immerhin bei meinem Vornamen nennen, und gewähren Sie sowohl, wie das gnädige Fräulein, mir als einen Beweis Ihrer Güte ebenfalls meinen Vornamen.“

„Wir werden das sehr gern thun,“ antwortete die Baronin freundlich, „wenn wir erst kennen gelernt haben werden, ob wir dieses Vorrecht Ihnen gegenüber auch in Anspruch nehmen können. Meine Nichte bittet Sie also, wie Sie aus meinem Briefe erfahren haben werden, zwei Nachmittage in der Woche sich ihr zu widmen, und zwar Dienstag und Freitag von drei bis fünf Uhr; einer unserer Diener wird Sie regelmäßig aus ihrer Wohnung abholen und wieder heimwärts begleiten, damit Ihnen niemand zu nahe treten kann. Bei ungünstiger Witterung holt sie unsern Wagen ab und bringt sie zurück. Sind Sie mit diesen Arrangements einverstanden?“

„Vollkommen, Frau Baronin,“ antwortete Elisabeth.

„Was fernerhin Ihr Honorar betrifft,“ fuhr Frau von Hollfeld fort, „so geben —“

„Gnädige Frau,“ bat Elisabeth, „sprechen Sie vorläufig nicht von Honorar. Sie müssen doch zuvor erst genauer wissen, was ich Ihnen zu leisten vermag.“

„Es ist dies eigentlich gegen meine Grundsätze,“ sprach Frau von Hollfeld; „aber da es auf Ihren ausdrücklichen Wunsch geschieht, so werden wir, ich und meine Nichte, einstweilen aus Achtung für Sie uns einverstanden erklären müssen.“

„So gestatten Sie wohl, daß ich mich für jetzt wieder entferne und mich mit meinem besten Danke für Ihre freundliche Aufnahme verabschiede,“ erwiderte Else.

„Auf Wiedersehen denn zu morgen Nachmittag, Fräulein Ferber,“ sprach die Baronin in dem freundlichsten Tone, den sie anschlagen konnte.

„Auf Wiedersehen,“ wiederholte Fräulein von Walde, Elisabeth die Hand reichend, „wie freue ich mich auf den morgenden Tag. Und wie will ich heute üben!“

„So brauche ich wohl keine Noten mitzubringen?“ fragte Elisabeth.

„Nein, nein — ich besitze alles, was ein leidenschaftlicher Klavierspieler nur begehren kann, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Liszt . . .“

Elisabeth sollte von einem Diener nach Hause begleitet werden, lehnte indessen ab und fügte hinzu, für heute möge sie ja wohl ganz un gefährdet sein.

Manchmal kommt es aber gerade anders, als man es sich gedacht hat. Elisabeth hatte nur eine kurze, vom dichten Walde bedeckte Strecke zu passieren, die zwischen dem Schlosse und ihrer Eltern Wohnung lag, und hier war es, wo ihr die feindselige Bertha wiederum mit zornfunkelnden Augen entgegentrat und sie in ihrem Gange aufzuhalten versuchte.

„Lassen Sie mich ruhig meines Weges gehen, wenn Sie

nichts Wichtiges mit mir zu sprechen haben," sagte Elisabeth.
„Meine Eltern warten auf mich.“

„Wohl habe ich mit Dir falschem Wesen zu reden und Abrechnung zu halten für all das Böse, das Du mir angethan hast, noch ehe Du kankst," rief Bertha hitzig.

„Sagen Sie mir, was ich Ihnen gethan habe, Bertha, und ich will Sie um Verzeihung bitten.“

„So vernimm es denn, wenn Du es nicht selbst einsehen willst. Du hast mich aus dem Herzen meines einzigen Verwandten auf Gottes weiter Erde herausgerissen, Du hast mir seine Liebe entzogen und treibst mich durch falsche Schmeichelfünfte noch aus dem Forsthaufe hinaus, so daß ich mich nach einem anderen Unterkommen umsehen muß.“

„Betragen Sie sich gegen meinen Onkel wie es sich gehört, und Sie werden seine Liebe wiedergewinnen; er hat es mir mehr als einmal gesagt.“

„Ich will mir die Liebe nicht erbetteln, die man mir lieblos entzogen hat.“

„Sie haben den Onkel erzürnt durch Ihre Besuche auf dem Schlosse, und Sie setzen diese Besuche trotz seines ausdrücklichen Verbotes immer wieder fort, Bertha; das ist nicht recht.“

„Soll ich mir von Dir Vorschriften machen lassen, Du heuchlerisches Mädchen!“

„Von mir nicht, aber von meinem Onkel, der Sie freundlich in sein Haus aufgenommen hat, ohne daß er irgend eine Verpflichtung dazu gehabt hätte.“

„Meinst Du? Ich bin seiner Frau Schwesterkind, wie Du sein Bruderskind, ich kann die gleichen Rechte beanspruchen, wie Du, und hätte die gleichen Rechte auch, wenn Ihr nicht dazwischen gekommen wäret. Schon wie es hieß, daß Ihr ankommen würdet, war mein Aufenthalt im Forsthaufe bereits unerträglich; und seit Ihr wirklich gekommen seid, werde ich bei Seite gesetzt; ja selbst die alte Sabine will

nichts mehr von mir wissen. Ist das nicht Grund genug zu meinem Hasse gegen Dich und Euch? Ich sollte meinen.“

„Aber, Bertha, wie können Sie so ungerecht gegen uns alle sein?“

„Ich nenne Dich Du, nenne mich auch Du, ich will hier nichts voraushaben.“

„Gut, so werde ich Du sagen und Dich zunächst bitten, mich ruhig anzuhören. —“

„Ich will nichts anhören, — aber sagen will ich Dir noch, weshalb ich Dich ferner hasse. Auf Schloß Lindhof bei der Frau Baronin von Hollfeld habe ich eine Zuflucht gefunden, dort werde ich mit Freundlichkeit und Güte behandelt; bei ihr dachte ich mein Glück zu machen, sie hat mir versprochen, mich als Kammerjungfer und Gesellschafterin zu sich zu nehmen, und jetzt trittst Du wieder dazwischen und wirfst mich von dort vertreiben. Ich kann nicht singen, nicht Klavierspielen, wie Du, ich bin nicht in weiblichen Handarbeiten so unterrichtet, wie Du; wirst Du nicht wiederum mir vorgezogen werden? Und wäre ich nicht glücklich geworden, wenn Du Verhaßte nicht so mit einem Male dazwischen getreten wärest?“

„Ich mache Dir Deine Zukunft nicht streitig; ich will nicht Kammerjungfer, nicht Gesellschafterin der Baronin werden — ich spiele nur mit Fräulein von Walde Klavier.“

„O ja, ich kenne das! Das ist der Vorwand, unter welchem ich aus Lindhof verdrängt werden soll. Und deshalb gerade verlange ich, daß Du nicht nach dem Schlosse gehst.“

„Ich habe es versprochen, ich muß mein Wort halten und werde es halten!“

„Du wirst es nicht, Elisabeth Ferber, ich werde Dich mit Gewalt zu zwingen wissen, wenn Du mir es nicht freiwillig, und zwar auf der Stelle, versprichst.“

„Wer will mich zum Nichtthalten eines gegebenen Versprechens zwingen können?“

„Ich!“ rief Bertha wie in einem plötzlichen Anfälle von Raserei. „Willst Du?“

„Nein, und abermals nein!“

„Nun denn sieh, dies scharfe Messer hier in meiner Hand, ich werde es gebrauchen.“

„Willst Du mich töten? Wage es, wenn Du kannst, sinnloses Mädchen.“



„Gehe nicht auf das Schloß. Versprich es mir hoch und heilig — willst Du?“

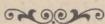
„Ich lasse mir nichts abtrogen und werde eher laut um Hilfe rufen, wenn Du mir näher kommst und mich bedrohen willst.“ —

So mutig Elisabeth auch sonst war, so suchte sie doch Schutz hinter einem Baume, Bertha folgte ihr gleich einer Wahnsinnigen mit gezücktem Messer; da mit einem Male vernahm Elisabeth rasche Sprünge im nahen Gebüsch, und des Oberförsters brauner Jagdhund, der brave Karo, stand zwischen den beiden Mädchen und sah sie mit seinen klugen Augen gleichsam fragend an; er kannte beide sehr genau; aber wie wenn er Elisabeths gefährliche Lage erkannt hätte, stellte er sich schützend vor sie hin, und gleich darauf vernahm man des schwarzen Kellermann Ruf: „Karo! Karo!“

Elisabeth atmete hoch auf, dem von Leidenschaft und Haß rasenden Mädchen entgangen zu sein; Bertha aber stürzte mit einem Ausruf der Wut hinweg, und schlug die dem nahenden Fortsgehilfen Kellermann entgegengesetzte Richtung nach dem Walde ein. Else faßte sich gewaltsam und suchte ihre innere Erregung mühsam zu unterdrücken; sie fühlte sich erleichtert, als Kellermanns Ruf nach Karo ferner klang und der kluge Hund endlich der Stimme seines Herrn folgte und von ihr wieder weg sprang.

Auf diese Weise blieb der ganze Auftritt verborgen, und Elisabeth ward nicht genötigt, von dem Vorfalle zwischen ihr und Bertha zu sprechen, noch denselben zur Kenntniß ihres Onkels und ihrer Eltern gelangen zu lassen. — Das Eine aber gelobte sie sich fest: nie wieder den Weg von und nach Schloß Lindhof allein zu gehen. Als sie nach Hause kam, hatte sie ihre Ruhe soweit wieder erlangt, daß ihre Eltern von der eben überstandenen Angst und Sorge nicht die leiseste Spur bemerkten.

Bertha wich Elisabeth von jetzt an stets schein aus dem Wege, und so schien es, als wenn das verhängnisvolle Ereignis der Vergessenheit übergeben sei.



Fünfzehntes Kapitel.

Die Übungsstunden auf dem Schlosse fanden, ihrer festgesetzten Bestimmung entsprechend, wöchentlich zweimal statt und gewährten Fräulein von Walde ein nicht weniger großes Vergnügen, wie Elisabeth selbst, die im Umgange mit dem äußerst liebenswürdigen und feingebildeten Mädchen eine wahre Herzensbefriedigung fand. Trotz des mehrmaligen, hinter Elisabeths Rücken seitens der Frau von Hollfeld erfolgten Einspruchs, nannten sich beide Mädchen bei ihren Vornamen, wenn sie auch abwechselnd das ceremonielle ‚Sie‘ und ‚Fräulein‘ gebrauchten. Frau von Hollfeld wußte sich neben einer übertriebenen Freundlichkeit gegen Elisabeth immer noch eine gewisse Würde und Herablassung zu bewahren, so daß man hinter derselben stets noch ein anderes Gefühl in ihrer Brust gegen des Forstschreibers Tochter, die sie doch nur als einen Eindringling in ihre Kreise betrachtete, bei tieferem Blick entdecken konnte. Auch Elisabeth schien hiervon eine Empfindung in sich zu verspüren; aber bei ihrem offenen, vertrauensvollen Wesen suchte sie alle derartigen Zweifel zu verbannen.

Herr von Walde, der zuweilen diesen Übungen auf einige Zeit bewohnte, war ebenfalls sehr zuvorkommend und aufmerksam gegen Elisabeth; aber den vertraulichen Ton, in dem

er in ihres Vaters Gegenwart ihr gegenüber gesprochen hatte, verstand er in einen mehr wohlwollenden und zurückhaltenden umzuwandeln. Es lag in seinem persönlichen Verkehr durchaus nichts, was im Entferntesten hätte verletzend sein können.

Indessen kam doch plötzlich auf Schloß Lindhof ein Ereignis vor, das einen trüben Schatten auf das dort herrschende schöne Verhältnis werfen sollte. Der Kandidat Kreuzer trat eines Mittwochs seinen gewohnten Weg nach dem Dorfe nicht an, um den schulpflichtigen Mädchen Religionsunterricht zu erteilen. Auf die verwunderte Frage der Baronin: Weßhalb er heute seinen Unterricht einstellen wolle, mußte er zu seinem Bedauern und zu der Baronin Entsetzen und Argerniß die Antwort erteilen, daß er keine Schülerinnen mehr habe und keine Stunde mehr geben könne.

„Und welches ist die eigentliche Ursache dieses seltsamen, dieses empörenden Umstandes?“ fragte Frau von Hollfeld in erregter Stimmung.

„Eine mir gerade nicht unerklärliche,“ antwortete Kreuzer. Seit längeren Wochen schon giebt auf Veranlassung des Herrn Pfarrers und der Frau Amtmann Voigt, wie man mir mitgeteilt hat, Fräulein Ferber den Dorfmädchen Unterricht im Stricken, Häkeln und dergleichen Dingen, und zwar im Hause des Pfarrers. Von Woche zu Woche verringerte sich nun die Zahl meiner Schülerinnen, bis ich am letzten Sonnabend bereits keine einzige mehr hatte. Auf mehrfache, an Dorfbewohner gerichtete Fragen erhielt ich zur Antwort: Das Stricken sei den Mädchen nützlicher, als Bibelverse auswendig zu lernen. Hierfür hätten sie ihren Schullehrer und ihren Herrn Pfarrer, und das sei genug.“

„Wie?“ rief die Baronin, „und mit solchen Gründen haben Sie sich abweisen lassen! Haben Sie den Leuten nicht mit meinem Zorne, meiner Ungnade gedroht? Haben Sie dem Pastor keine Störung Ihres heiligen Berufs vorgeworfen?“

„Dazu hätte mir wohl kein Recht zugestanden,“ erwiderte Kreuzer; „die Teilnahme war eine freiwillige und keineswegs eine verpflichtete.“

„Sie sind kein tapferer Vertreter Ihrer heiligen Sache, Herr Kandidat,“ sprach Frau von Hollfeld sehr ungnädig; „aber lassen Sie mich nur machen — ich will die ganze Angelegenheit sehr bald wieder in Ordnung bringen.“

Mit diesen Worten entließ sie den Kandidaten. Da sie indes wußte, daß sie ihrem Neffen gegenüber nichts ausrichten konnte, so entschloß sie sich, an Elisabeth sich direkt zu wenden, um diese einzuschüchtern; als dieselbe am folgenden Freitag zu ihrer Nichte kam, hatte sie die letztere bereits für ihre Absichten zu gewinnen gewußt, ohne sie jedoch über den eigentlichen Grund ihres Planes vollständig aufzuklären. In einer kurzen Ruhepause begann die gnädige Frau mit folgendem Gespräch:

„Liebe Elisabeth, wir haben eine Bitte an Sie zu richten. Werden Sie dieselbe erfüllen?“

„Gewiß, recht gern, wenn deren Erfüllung bei mir liegt,“ antwortete Elisabeth.

„Bei uns ist nämlich in den häuslichen Verhältnissen durch den heranrückenden Herbst eine Veränderung eingetreten, die es wünschenswert erscheinen läßt, daß Ihre Übungsstunden mit meiner Nichte von Dienstag und Freitag auf Mittwoch und Sonnabend von nächster Woche an verlegt werden. Sind Sie damit einverstanden?“

„Wenn es von mir allein abhinge, gnädige Frau, gewiß; aber ich bin für die betreffenden Nachmittage durch anderweite Verpflichtungen gebunden, die ich nicht ohne weiteres lösen kann, ohne undankbar zu erscheinen.“

„Wirklich? Und wären diese Verpflichtungen so schwerwiegender Art, daß sie gar nicht zu lösen oder auf andere Tage zu übertragen wären.“

„Ich gebe an diesen beiden schulfreien Nachmittagen

einer Anzahl Dorfmädchen Unterricht in den leichteren weiblichen Arbeiten, und kann diesen Unterricht, der für die Kleinen jedenfalls von Vorteil ist, ohne weiteres nicht aufgeben.“

„Nun wir werden Sie für Ihren Verlust, den Sie etwa zu erleiden hätten, reichlich zu entschädigen wissen — das ist einfach selbstverständlich.“

„Die gnädige Frau Baronin sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß ich für diesen Unterricht die geringste Entschädigung erhalte, er kostet mich vielmehr selbst kleine Opfer.“

„So, dann können Sie ihn ja sofort einstellen, oder ihn meinetwegen auf Dienstag oder Freitag verlegen, wenn Sie nur sonst wollen. Die Kinder kommen schon.“

„An den genannten Tagen müssen die Kinder nachmittags die Schule besuchen, und nach den Schulstunden den Weg nach dem Dorfe zu machen, dazu würde mir, namentlich im Winter, die Nacht zu bald hereinbrechen und dies auch sonst viele Unzuträglichkeiten im Gefolge haben.“

„So soll also meine Nichte diesen Bettelkindern nachgesetzt werden?“

„Den Namen verdienen diese Kinder nicht, Frau Baronin; arm sind sie zwar, ja, aber sie haben sämtlich Lust zum Lernen, sie sind fleißig und belästigen mich nicht.“

Diese Handarbeiten zerstreuen die Kinder und lenken ihre Gedanken von der Lehre Gottes und seinen Geboten ab, Religion aber ist die Hauptsache bei der Kindererziehung.“

„Gewiß, gnädige Frau, jedoch nur die freiwillige und nicht die gezwungene. Für Kinderherzen ist nichts gefährlicher, als sie zur Religiosität zu treiben oder zu zwingen.“

„Sie scheinen ja von Religiosität nicht viel zu halten, Fräulein Ferber, sonst würden Sie nicht so leicht und wegwerfend darüber urteilen.“

„Aber, liebe Tante,“ warf Fräulein von Walde begütigend ein.

„Ich muß wissen, wie wir mit einander stehen, liebe Marie. Ich will Fräulein Ferber durchaus nicht zu nahe treten oder beleidigen — aber ihr Unterricht im Dorfe hat einen meiner liebsten Pläne zerstört. Ich habe durch den trefflichen Kandidaten Kreuzer für das Seelenheil der jüngeren Dorfmadchen sorgen lassen, seine Lehre begann schon die schönsten Früchte zu tragen; da tritt Fräulein Ferber dazwischen mit nichtigem und irdischem Tand wie Kinderstrümpfe stricken, und alle Schülerinnen des Kandidaten bleiben weg und laufen ihr zu. Soll mich das gleichgültig lassen?“

„Gnädige Frau, ich habe nichts von dem von Ihnen veranlaßten Religionsunterricht gewußt, um denselben stören zu können; ich habe nur auf Veranlassung des Herrn Pfarrer Erdmann und der Frau Amtmann Voigt gehandelt, von deren Urtheil ich wohl erwarten darf, daß sie wissen werden, was den Kindern im Dorfe, mit deren Eltern sie fast täglich zusammenkommen, zu wissen und zu lernen am meisten Not thut.“

„Sie wollen also Ihre Strickstunden im Dorfe nicht aufgeben?“

„Ohne die besondere Einwilligung meiner beiden Gönner gewiß nicht. Ist mir doch der Unterricht, und sind mir doch die Kinder lieb und wert geworden.“

„Wenn Ihnen also die Dorfleute und ihr Umgang lieber sind, als Ihr Verkehr im Schlosse des Baron von Walde, so dürften wohl unsere Stunden beendet sein.“

„Es würde mich schmerzlich berühren, wenn ich mein Studium mit Fräulein Marie nicht fortsetzen könnte, — aber meine älteren Verpflichtungen haben das Vorrecht.“

„Gut, so betrachten Sie unsere Beziehungen als gänzlich abgebrochen.“

„Das wollen wir lieber doch nicht so rasch thun, beste Tante,“ warf Herr von Walde dazwischen, der bereits seit einigen Sekunden dem Gespräche zugehört hatte. „Marie hat, seitdem sie mit Fräulein Ferber zusammen spielt, ganz

erstaunliche Fortschritte gemacht; wir wollen Deines verunglückten Unterrichtes halber diese Übungen daher nicht so leicht aufgeben. Wenn Fräulein Ferber es nach diesem unerquicklichen Auftritte noch über sich gewinnen kann, auf Schloß Lindhof zu verkehren, so wird sie so freundlich sein, nach wie vor an den bisher üblichen Tagen sich bei uns einzufinden.“

„Mein Gott!“ rief Frau von Hollfeld aus, „was habe ich denn so arges verbrochen?“

„Brechen wir von diesem unerquicklichen Thema ab,“ sprach der Baron gebieterisch, „und lassen wir die beiden jungen Damen mit einander allein. Ich habe ohnehin noch mehreres mit Dir zu besprechen, verehrte Frau Tante; begleite mich gefälligst in den Park.“

Der Baron reichte Frau von Hollfeld den Arm und entfernte sich mit ihr, Marie aber schloß Elisabeth zärtlich in ihre Arme und bat flehentlich: „Elisabeth, liebe Elisabeth, zürne der Tante nicht; sie meint es gut, recht gut, aber wenn ihr religiöser Eifer mit ins Spiel kommt, da verliert sie oftmals die Selbstbeherrschung. Nicht wahr, Elisabeth, Du segest Deine Besuche bei uns fort und brichst nicht mit uns?“

„Konntest Du zweifeln, Marie? Ich habe Dich ja so lieb, und es würde mir schwer fallen, Deinen lieben Umgang zu entbehren. Wir bleiben unzertrennlich wie zuvor.“

„Nun dann suche diesen Vorfall rasch zu vergessen und trage ihn der Tante nicht nach; sie wird bestimmt wieder lieb und gut zu Dir sein, wie früherhin.“

So unterhielten sich die beiden jungen Mädchen, sich gegenseitig beruhigend, und waren glücklich in ihrer gegenseitigen Freundschaft.

Die Baronin sann indessen auf Wiedervergeltung; Elisabeth hatte ihr gegenüber den Kampfplatz behauptet, und das behagte ihrem adelsstolzen Sinne nicht. — Gegen ihres Neffen Willen durfte sie sich freilich nicht auflehnen; zur List

musste sie also greifen, um diese Unterrichtsstunden im Dorfe zu untergraben.

Elisabeth konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Eltern und ihrem Onkel Mitteilung von dem störenden Vorfalle zu machen, weil sie befürchtete, daß der Oberförster dann einen Machtspruch thun und ihr den Besuch des Schlosses verbieten werde.

Eines Abends bei Tisch kam das Gespräch zufällig wieder auf den seiner Zeit aufgefundenen Schatz, der in den Schau-
stücken noch völlig unberührt dalag.

„Der Herr Baron,“ begann Ferber, „hat uns eine reichliche Summe für die Münzen geboten, und wir haben ihm bis jetzt nicht die geringste Antwort zukommen lassen. Das ist, im Grunde genommen, etwas rücksichtslos von uns, und wenn Herr von Walde kein fein gebildeter Mann wäre, so würde er das sehr übel empfinden können.“

„Ich habe wohl öfters an diesen Umstand gedacht,“ erwiderte Elisabeth, „habe aber gerade geglaubt, daß der Herr Baron, da er sich das Vorkaufsrecht ausbedungen hat, erst noch einmal aus freien Stücken darauf zurückkommen müsse.“

„Daraüber ließe sich streiten, liebe Elisabeth,“ sprach die Mutter; „der Herr Baron kennt unsere Verhältnisse durch den Onkel; er hat mit seinem Gebote beim Funde der Münzen uns gegenüber einen entgegenkommenden Schritt gethan. Wollen wir die alten Münzen überhaupt veräußern, so müssen wir sie ihm unaufgefordert zur Verfügung stellen.“

„Zawohl,“ erwiderte Ferber, „und ich werde in diesen Tagen, falls ich Herrn von Walde persönlich nicht treffen sollte, ihm einen schriftlichen Antrag machen und ihn einladen, die in Frage stehenden Schaustücke noch einmal zu prüfen, ehe wir den Kauf zusammen abschließen wollen.“

Als Elisabeth zur nächsten Übungsstunde auf Schloß Lindhof durch einen Diener abgeholt wurde, fand sie am Eingang des Gartens Herrn von Walde sie erwartend.

Der Baron begrüßte das junge Mädchen freundlich, bot Elisabeth seine eigene Begleitung an und schickte den Diener voraus, da er einige Worte mit ihr zu sprechen habe.

„Liebes Fräulein,“ begann er, „ich habe schon durch meine Schwester erfahren, daß Sie den unangenehmen Auftritt, den Ihnen meine Tante bereitete, uns nicht entgelten lassen, sondern Ihren Unterricht ruhig fortsetzen wollen. Gestatten Sie mir, Fräulein, daß ich Ihnen dafür herzlich danken und die Hand drücken darf.“

„Herr Baron, Sie beschämen mich,“ antwortete Elisabeth, indem sie erröthend in die dargebotene Rechte einschlug. „Ich würde mich ja selbst am meisten strafen, wenn ich auf diese Übungsstunden, die mir so hohen Genuß bereiten, verzichten wollte. Frau von Hollfeld hatte gewiß nicht die Absicht, mich zu kränken — der Eifer für das von ihr für gefährdet gehaltene Seelenheil einer Anzahl Kinder trieb sie zu diesem Schritte.“

„Sie sind sehr nachsichtig, Fräulein Terber; aber es freut mich in der That, daß Sie meine Tante für ihr heftiges Benehmen noch zu entschuldigen suchen. Darf ich Ihnen indessen für die erlittene Unbill eine kleine Entschädigung anbieten?“

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Herr Baron, ich weiß nicht, wie ich eine so außerordentliche Güte verdiene und ob ich sie annehmen darf?“

„Haben Sie nicht schon einmal den Wunsch gehabt, unsere Residenz zu sehen?“

In Elisabeths Augen leuchtete es freudig auf, was Herrn von Walde nicht entging. „O ja,“ entgegnete sie offen, „ich möchte die Residenz, an welche sich für alle gebildeten Deutsche so schöne und herrliche Erinnerungen knüpfen, schon einmal sehen, zumal ich außer einigen Straßen und Plätzen in Berlin, außer Schloß Lindhof, dem freundlichen Linddorf, dem Forsthaufe und unserer eigenen Wohnung noch gar nichts von der Welt gesehen habe. Aber laut zu äußern habe ich diesen Wunsch in Gegenwart meiner Eltern noch niemals gewagt.“

„Nun so werde ich die Erlaubnis Ihrer Eltern bei nächster Gelegenheit einholen, daß Sie meine Schwester und mich auf zwei bis drei Tage in die Residenz begleiten dürfen. Geben Sie nun Ihre Einwilligung dazu, Fräulein Elisabeth?“

Nach einigen schüchternen und bescheidenen Einwendungen seitens Elisabeths und dem Hinweis auf den Unterschied der beiderseitigen Stellungen im bürgerlichen Leben, der von Herrn von Walde aber mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde, war diese Angelegenheit in Ordnung gebracht. Auf dem Schlosse hatte der Baron seiner Tante gegenüber keinen so leichten Stand gehabt, wie bei Elisabeth; es war hier zu ziemlich lebhaften Auseinandersetzungen gekommen, bei welchen sich Frau von Hollfeld, da sie von der Partie ausgeschlossen werden sollte, bis zu Äußerungen über unschickliches Verhalten und Vergessen des Standes verleiten ließ. — Mit diesen Bemerkungen aber hatte die sonst so vorsichtige Dame ihres Neffen verwundbarste Stelle getroffen, und damit gerade alle Zweifel desselben gehoben, — die Fahrt wurde ohne weiteres festgesetzt. Bei seiner Schwester fand Kurt von Walde eine wahrhaft jubelnde Zustimmung, wenn es dieser auch leid that, daß ihre Tante nicht an der Partie teilnehmen sollte. Marie war seit einigen Jahren so sehr an die Tante und an deren Willen gewöhnt, daß sie nicht an ein Vergnügen ohne deren Gegenwart glauben konnte. Kurts Vorstellungen suchten der Schwester Bedenken zu beschwichtigen.

Als die Übungsstunden beendet waren und Elisabeth sich wieder zum Heimwege rüstete, erschien der Baron wieder an ihrer Seite und begleitete sie nach Hause; aber er verabschiedete sich nicht an der Gartenthür, sondern bat höflich, mit eintreten und Elisabeths Eltern um die Erlaubnis zur Reise bitten zu dürfen. Da jedoch Ferber noch nicht aus dem Forsthause zurück war, so ersuchte man den Baron, sich bis zu dessen baldiger Heimkunft geduldigen zu wollen, zumal

auch, wie Elisabeth sich ausdrückte, der Vater dem Herrn Baron gegenüber etwas auf dem Herzen habe.

„Und was wäre denn das? fragte Herr von Walde.

„Die Angelegenheit mit den Denkmünzen, die Sie unter den von Ihnen bei uns entdeckten Schätzen vorgefunden, und für welche Sie sich das Vorkaufsrecht ausbedungen haben, Herr Baron.“

„Das war meinerseits zwar etwas voreilig, Fräulein Elisabeth, dürfte aber doch wohl durch meine außerordentliche Vorliebe für derartige Gegenstände zu entschuldigen sein.“

„Im Gegenteil, dem Vater und uns erweisen Sie durch Übernahme der Schaustücke eine große Gefälligkeit, und ich möchte Sie daher freundlichst gebeten haben, die sämtlichen Münzen noch einmal recht genau durchzusehen.“

„Es liegt uns daran,“ setzte Frau Terber hinzu, „daß Sie bei diesem Geschäft nicht bloß eingebildec, sondern wirkliche Werte erwerben.“

„Sie werden mir ein Vergnügen bereiten, wenn ich die Münzen noch einmal durchsehen kann, selbst wenn ich dieselben nicht zu erwerben vermöchte.“

Der mit dem Namen „Hausschatz der Familie“ bezeichnete Fund wurde herbeigebracht, und bald war Herr von Walde so lebhaft mit dem ihn so fesselnden Betrachten und Abschätzen desselben beschäftigt, daß er beim Eintreten des Forstschreibers bereits ein genaues Verzeichnis der Münzen mit ebenso genauer Preisberechnung derselben aufgestellt hatte. Rasch kamen nun die beiden Männer über ihren Kaufabschluß überein. Nach kurzem Bedenken erhielt auch Elisabeth von ihren Eltern die Erlaubnis, an der Reise nach der Residenz mit teilnehmen zu dürfen, wenn auch die besorgte Mutter den Einwand erhob, daß Elisabeths Garderobe nicht derart sei, um auch nur auf zwei Tage zu verreisen; des Barons Einwurf indes, daß seine Schwester auch nur einen Reiseanzug mitnehmen werde, besiegte auch dies letzte kleine Hindernis.

So wurde der Antritt der kleinen Reise auf nächsten Sonntag früh bestimmt und deren Ausdehnung bis auf Dienstag Mittag festgesetzt. — Der Oberförster, den man am folgenden Abend von dem Reiseplane in Kenntniß setzte, war ebenfalls damit völlig einverstanden und besonders hoch erfreut, daß Frau von Hollfeld von der Reise fernbleibe; denn diese, meinte er, würde das Vergnügen in der Residenz stark beeinträchtigt haben.



Sechzehntes Kapitel.

Wir wollen unsere freundlichen Leserinnen nicht mit einer langen Schilderung von den Herrlichkeiten der kleinen Residenz unterhalten. Für viele derselben würden wir nur längst allgemein Bekanntes berichten, das sie außerdem viel genauer aus Reisebeschreibungen, ja aus den neuen Reisehandbüchern bereits kennen werden. Zu der Zeit freilich, in welcher unsere Erzählung ihren Verlauf nimmt, war das Reisen noch nicht so allgemein, wie jetzt, zu den gewöhnlichen Vergnügungen zu zählen. Kannte man auch schon längst Eisenbahnen, so ward dem Publikum das Reisen doch noch nicht so leicht und bequem wie jetzt durch Extrafahrten und Vergnügungsreisen der mannigfaltigsten Art gemacht.

Aber für Fräulein von Walde sowohl, wie für Elisabeth Ferber waren diese wenigen Tage eine Kette von neuen, ungeahnten Freuden; knüpften sich an die Residenz doch Erinnerungen an die berühmtesten Männer unseres Jahrhunderts, gab es doch mannigfach Erzeugnisse der Kunst und andere Sehenswürdigkeiten zu bewundern. Die jugendlichen Gemüther der beiden Mädchen gaben sich dem voll und ganz hin und schwelgten in wahren Entzücken. Der Baron, der Elisabeth schon wegen ihrer vielen vorzüglichen Herzens- und Geistes-

eigenschaften hochschätzte, lernte in diesen Stunden offenen und ungestörten Beisammenseins das reine, kindliche, von Falsch und Verstellung vor der Welt unberührte Gemüt derselben so genau kennen, daß es wie ein offenes Buch vor ihm lag, und er den festen Entschluß faßte, das junge Mädchen für die Zukunft dauernd an seine Schwester zu fesseln.

Die drei Tage verflogen nur allzusehnell; ehe man es sich versah, saß man wieder daheim in seinen gewöhnlichen Verhältnissen und lebte nur noch in Erinnerung an die in der wunderschönen Residenz so reichhaltig geübten Genüsse.

Als nun Elisabeth ihre Strickstunde wieder aufnahm, mußte sie von Frau Amtmann Voigt erfahren, daß Frau von Hollfeld in den letzten Tagen viel im Dorfe gewesen sei und die einfachen Bauersleute zu überreden versucht habe, die Mädchen wiederum in den Religionsunterricht ihres Kandidaten zu schicken und dem Unterrichte Elisabeths zu entsagen. Sie habe dabei den drohenden Vorwand gebraucht, der Herr Baron habe sie zu diesem Schritte veranlaßt und werde jedem Einwohner seine Gnade entziehen, der sich seinem Willen widersetzen werde. Nun seien die armen Leute zu ihr gekommen und hätten um Rat gefragt, wie sie sich denn hierbei verhalten sollten. Sie habe darauf den Leuten geantwortet, daß sie die Kinder nach wie vor zur Strickstunde schicken und das weitere abwarten möchten.

Elisabeth entgegnete der Frau Amtmann, daß ihr das nicht unerwartet komme; sie teilte ihr den auf dem Schlosse stattgehabten Auftritt mit, beendete jedoch ihren Bericht mit den Worten: „Der Herr Baron, davon bin ich fest überzeugt, hat zu diesem Schritte der Frau von Hollfeld seine Zustimmung nicht gegeben.“

„Dann, liebe Elisabeth,“ sprach Frau Voigt bestimmt, „setze Du Deinen Unterricht fort und laß die Dinge alle ruhig ihren Weg gehen. Vor dem Drohen der stolzen Baronin brauchen wir uns nicht zu fürchten.“

„Frau Amtmann, ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden und werde meine Pflicht ruhig weiter thun,“ erklärte Elisabeth.

Wenn Elisabeth auch voraus sah, daß diese Strickstunde zu noch weiteren Unannehmlichkeiten zwischen ihr und der Baronin führen würde, so war sie doch fest entschlossen, sich durch nichts von ihrem guten Rechte abbringen zu lassen und ihrer Gegnerin nicht zu weichen. Wusste sie doch zumal, daß sie an dem Herrn von Walde einen Stützpunkt hatte, auf den sie sich wohl verlassen konnte.

Nun verliefen einige Wochen ziemlich friedlich, ohne daß nur eine Andeutung in der schwebenden Angelegenheit gefallen wäre, als plötzlich die Baronin mit einem Vorschlage hervortrat, der Elisabeth ungemein unerwartet kam.

„Liebes Kind,“ sprach Frau von Hollfeld während einer in den Klavierübungen eingetretenen Pause, „ich möchte Dich gern recht dauernd an uns gefesselt sehen. Ich habe Dich sehr lieb und meine Nichte Marie kann ohne Dich beinahe nicht mehr leben.“

„Die Frau Baronin sind sehr gütig,“ erwiderte Elisabeth vorsichtig.

„Wie wäre es, wenn Du für beständig auf Schloß Lindhof bliebest und bei uns Wohnung nähmest?“ fragte die Baronin forschend weiter.

„Das würde doch wohl nicht ganz so ohne weiteres gehen,“ entgegnete das junge Mädchen. „Dazu müßten meine Eltern ihre Zustimmung geben.“

„Dafür würde ich schon sorgen, mein Kind. Du würdest, nach wie vor, mit Marie mehrmals wöchentlich Klavierübungen abhalten; für die übrige Tageszeit aber, da meine Kammerjungfer Minna sich in diesen Tagen verheiratet, an ihre Stelle und in meinen Dienst treten. Du wirst hierbei Gelegenheit haben, für Deine Zukunft noch vieles zu lernen,

was Dir bis jetzt abgeht, namentlich den feineren Umgang und das feinere Benehmen gegen höher gestellte Damen.“

Elisabeth war eine ganze Weile sprachlos vor Erstaunen über diesen Antrag. Sie war nicht stolz von Natur, aber das fühlte sie wohl, daß ihre Eltern sie für eine solche Stellung denn doch nicht aufgezogen hatten, und auch sie selbst glaubte, einen anderen Berufskreis als den ihr angetragenen ausfüllen zu können.

Die Baronin, welche neben ihrer Absicht, Elisabeth so zu beschäftigen, daß diese ihren Unterricht im Dorfe aufgeben mußte, noch die feste Überzeugung hegte, die Tochter des Forstschreibers werde sich glücklich schätzen, in ihre Dienste treten zu können, fuhr über Elisabeths Schweigen ziemlich erregt auf: „Nun, werde ich eine Antwort erhalten?“

„Verzeihung, gnädige Frau,“ antwortete Elisabeth, „Ihr ehrenvoller Antrag hat mich so überrascht, daß ich mich erst sammeln mußte.“

„Und Du wirst ihn doch hoffentlich annehmen? Du wirst es sehr gut bei mir haben und wie das Kind des Hauses gehalten werden, mußt auf der anderen Seite freilich auch eine entsprechende Gegenleistung bieten. Nimmst Du also an?“

„Ohne Rücksprache mit meinen Eltern glaube ich gar keine Antwort erteilen zu können, gnädige Frau; ich habe zu viel Rücksicht auf meine Eltern zu nehmen und bin ihnen zu großen Dank schuldig, als daß ich irgend eine selbständige Bestimmung über meine Person und meine Zeit zu treffen vermöchte.“

„Das klingt ja beinahe wie eine Abweisung meines Antrages!“

„Wenn die gnädige Frau Baronin meine innerste Überzeugung vernehmen wollen, so antworte ich hierauf in aller Bescheidenheit mit Ja!“

„Wie? Diese Überhebung und dieser Stolz ist aber doch unerträglich!“

„Aber, beste Tante,“ sprach Marie dazwischen, „ereifere Dich doch nicht; Du siehst, Elisabeth hängt zu sehr an ihren Eltern, um diese schon jetzt für immer zu verlassen.“

„Marie, mische Dich nicht unaufgefordert in meine Angelegenheiten. Ich möchte doch wohl die Gründe erfahren, warum das hochmütige Fräulein meinen jedenfalls für ihre Lebensstellung sehr annehmbaren Antrag von der Hand weist.“

„Aus dem einfachen Grunde, gnädige Frau, weil ich in den Arbeiten einer Kammerjungfer nicht erfahren bin und ich eine Erziehung und Ausbildung genossen habe, die mich wohl berechtigen dürften, eher eine Stelle als Erzieherin zu suchen.“

„Die Kammerjungfer eines adeligen Hauses nimmt eine ehrenvollere Stellung ein, als die Gouvernante irgend eines reichen Kaufmanns oder Gutsbesitzers.“

„Das mag sein, gnädige Frau; aber ich strebe weniger nach einer angesehenen und höheren Stellung, als nach einer solchen, die mir zusagt und für die ich Beruf in mir fühle.“

„Das ist stark! Das hat mir noch kein bürgerliches Mädchen zu bieten gewagt. Jetzt weiß ich, wie ich Dir zu begegnen habe. Du wirst ohne Weigerung Minnas Stelle übernehmen und so lange bekleiden, bis ich eine andere Kammerjungfer aus der Residenz erhalten habe.“

„Ich werde auch das nicht ohne Erlaubnis meiner Eltern thun, Frau Baronin.“

„Und wenn ich mich nicht ohne weibliche Unterstützung behelfen kann?“

„So bin ich doch wohl noch immer nicht zu der Verpflichtung gezwungen, diese Hilfe leisten zu müssen. Aber ich glaube, ich kann Ihnen einen annehmbaren Vorschlag machen, der Ihre Billigung finden dürfte, zumal die betreffende Person von Ihnen bereits selbst in Aussicht genommen war.“

„Da wäre ich doch wirklich begierig zu erfahren, was da herauskommt.“

„Eine Anverwandte von mir, Namens Bertha Köhler, die im Hause meines Onkels, des Oberförsters Ferber, lebt, hat mir selbst mitgeteilt, daß die Frau Baronin ihr die Stelle als Kammerjungfer zugesagt habe. Schon aus diesem Grunde würde ich, selbst wenn ich in Ihre Dienste gehen könnte, diese Stellung nicht annehmen, denn es soll nicht jemand von mir sagen können, ich hätte ihn in seinen Rechten und Hoffnungen beeinträchtigt.“

„Richtig,“ rief Frau von Hollfeld erleichtert, froh, einen Ausweg aus der peinlichen Lage zu finden, in welche sie ihre Heftigkeit, ihr Eifer versetzt hatte. „An dieses brave und geschickte Mädchen habe ich im Augenblicke nicht gedacht — eine bessere Wahl hätte ich ja gar nicht treffen können; die ist auch bescheidener und gefälliger, als so manches andere hochnäsige Ding, das nichts ist und nichts kann.“

„Ich wage nicht im Entferntesten zu widersprechen, gnädige Frau.“

Frau von Hollfeld verließ in höchster Erbitterung das Zimmer, während sich Elisabeth erschöpft auf einen Stuhl nieder setzte und mit vieler Mühe ihre Thränen zurückhielt. So ruhig sie anscheinend geblieben war, um so heftiger war sie innerlich aufgeregt; denn das war ihr vom ersten Augenblicke an klar gewesen, daß sie von Frau von Hollfeld nicht allein beseitigt, sondern auch gedemütigt werden sollte. Marie trat zu ihr, erfaßte ihre Hand, brachte aber vor Unruhe und Aufregung kaum ein Wort hervor.

„Elisabeth,“ flüsterte sie endlich leise, „verzeihe, was Dir in unserem Hause Böses widerfahren ist; aber ich habe die Kraft nicht, meiner Tante, die ja Mutterstelle bei mir vertreten hat, auf die geeignete Weise entgegenzutreten. Ich habe Dich so lieb!“

„Ich glaube Dir, Marie, Du bist seelengut und brav;

aber Deine Tante, wenn sie mich auch nicht haßt, so kann sie mich doch nicht leiden; es ist ein unangenehmes Gefühl, mit diesem Gedanken in einem Hause verkehren zu müssen, wo man gerne weilt.“

„Du wirst gewiß nicht wiederkommen, Elisabeth; ich kann es Dir nicht verdenken.“

„Ich halte zu Dir, Marie, und gebe eine Stelle, die mir vertrauensvoll übertragen worden ist, nicht ohne Widerstand und stichhaltige Gründe auf. Aber wenn Deine Tante bei unseren Übungen nicht anwesend zu sein brauchte, so wäre mir das wirklich sehr erwünscht.“

„Dafür werde ich Sorge tragen, Elisabeth, verlaß Dich darauf.“

Die beiden Mädchen unterhielten sich noch einige Zeit und waren nach wenigen Minuten soweit wieder gefaßt, daß sie ihre unterbrochene Stunde von neuem aufnehmen und sie zu Ende führen konnten.

Auf dem Nachhausewege sollte Elisabeth noch eine außer-gewöhnliche Überraschung zu teil werden; denn plötzlich erschien Bertha mit verweinten Augen und bat Elisabeth um eine kurze Unterredung. Diese hieß den sie begleitenden Diener des Barons warten und trat mit Bertha zur Seite, so daß sie weder gesehen noch gehört werden konnten. Jetzt nun warf sich Bertha heftig weinend zu Elisabeths Füßen und flehte Elisabeth unter heftigem Schluchzen an:

„Verzeihe mir, Elisabeth, ich bin schlecht und trotzig gegen Dich gewesen, ja ich habe Dir in meinem Hasse nach dem Leben getrachtet. Aber Du bist edel und gut, Du hast weder Deinen Eltern, noch Deinem Onkel etwas von meinem Vorhaben mitgeteilt.“ —

„Das war doch auch Dein Ernst nicht, Bertha, nicht wahr?“ fragte Else, sie aufhebend.

„Doch, doch — ich war so gottlos — und heute thust

Du für mich das Unglaubliche — Du schlägst eine Stellung auf dem Schlosse aus und erbittest sie sogar für mich.“



„Wer hat Dir denn das sagen können, liebe Bertha?“

„Du nennst mich liebe Bertha! O das ist edel von Dir — aber das verdiene ich nicht. Wer mir das gesagt

hat, fragst Du? — Ich war bei Minna auf dem Schlosse und habe alles im Nebenzimmer mitangehört. Und wenn ich nun auch die Stellung garnicht erhalte, so macht es mich schon glücklich, daß mich auf der Welt doch noch jemand lieb gehabt hat.“

Elisabeth reichte Bertha gerührt die Hand und rief dem Diener zu: „Heinrich, Sie können nach Schloß Lindhof zurückkehren, meine Cousine Bertha bringt mich nach Hause.“ Elisabeth hielt Berthas Hand fest und drückte sie warm. „Wie wird sich mein guter Onkel freuen, wenn er uns einträchtig und zufrieden neben einander sieht!“ rief Elisabeth.

„D ich schäme mich, ihm unter die Augen zu kommen,“ flüsterte Bertha.

„Du kommst mit in unsere Wohnung und bleibst dort, bis der Onkel, der heute Abend noch bei uns einkehrt, Dich mit nach Hause nehmen wird.“

„D Du liebe, gute Elisabeth. Ich kann mich doch vor Deinen Eltern garnicht sehen lassen.“

„Die werden sich schon freuen, — dafür laß mich nur sorgen.“

„Und meinst Du, Elisabeth, daß ich wirklich auf das Schloß zu der Frau Baronin in den Dienst treten soll?“

„Warum nicht? Frau von Hollfeld ist zwar eine stolze Dame, sie hat aber auch ihre guten Seiten, und man kann wohl mit ihr auskommen.“

„Und würdest Du an meiner Stelle gehen?“

„Offen gestanden, liebe Bertha, nein! Ich würde bei dem Onkel im Forsthaufe bleiben und der braven Sabine zur Seite stehen, so gut, wie ich könnte, und mich dem Onkel so nützlich und angenehm machen, wie es mir irgend möglich wäre. Sabine wird alt und Du erhältst mit der Zeit einen Wirkungskreis, in dem Du Dein eigener Herr bist und Dich wohl fühlen wirst. Und sollte, was Gott noch lange verhüten möge, der Onkel dereinst mit Tode abgehen und Du

das Forsthaus räumen müssen, so findest Du als unsere Verwandte bei uns stets eine bereitwillige Aufnahme, während Du uns durch Deinen Aufenthalt bei der Frau Baronin zum Teil entfremdet, zum Teil Dich so gewöhnen würdest, daß Du an einem Leben, wie Du es jetzt führst, keinen Gefallen mehr finden wirst.“

„Ihr würdet mich aufnehmen, wenn ich beim Onkel bleibe und nach seinem Tode einst allein stehen und kein Unterkommen haben sollte?“

„Ganz gewiß, und auch selbst dann noch, wenn heute keine Versöhnung zwischen uns zu stande gekommen wäre. Meine Eltern verdanken dem Onkel ihr ganzes Glück und werden niemand verlassen, der ihrem Wohlthäter und Bruder nahe gestanden hat.“

„Dann bleibe ich im Forsthaus, und die Frau Baronin mag zusehen, daß sie ein Kammermädchen aus der Residenz erhält.“

„Recht so, Bertha, das heißt gehandelt, wie es einem dankbaren Herzen zukommt.“

Unter ähnlichen Gesprächen wanderten die beiden jungen Mädchen Arm in Arm Elisabeths Heim zu, woselbst große Freude über den unerwarteten Besuch herrschte. Der kleine Ernst kam jauchzend herbeigeeilt und mußte seiner Freude keinen lebhafteren und stärkeren Ausdruck zu geben, als mit den Worten: „Nun haben wir einen Spielfameraden mehr!“ Unsere freundlichen Leserinnen mögen aber ja nicht denken, daß Elisabeth ihren Bruder vernachlässigt habe, vielmehr widmete sie sich fast an jedem Tage, wenn auch nur für kurze Zeit, seinen kindlichen Vergnügungen und Spielen. Unter ihrer Leitung machte der gute Junge auch recht hübsche Fortschritte im Schreiben und Lesen.

Ernst ließ, da der Abend allmählich zu dämmern begann, Elisabeth keine Ruhe, bis sie ein kleines Soldatenspiel veranstaltete und Bertha als die Dritte im Bunde daran teil-

nahm; seine Freude überstieg aber alle Grenzen, als der Onkel erschien und mit seiner Büchse mitergerzierte, als wenn er ein Knabe wäre, wie Ernst selbst. Ja auch der alte Oberförster schien seine Freude darüber äußern zu wollen, daß er die beiden Mädchen so friedlich vereinigt sah; er war jedoch ein zu erfahrener Mann, um seine Überraschung sogleich auffällig zu erkennen zu geben, vielmehr gab er sich den Anschein, als verstände sich so etwas eigentlich ganz von selbst.

Alle auf Gnade's Vereinigten befanden sich in einer so glücklichen Stimmung, daß man sich gar nicht trennen mochte; aber die Kühle des Abends nötigte allmählich das Zimmer aufzusuchen, und dies war das Zeichen, daß auch der Oberförster und Bertha an ihren Ausbruch denken mußten. Man verabschiedete sich auf das Herzlichste, und der neu gewonnenen Freundin ward das Versprechen abgenommen, daß sie sobald als möglich, ja daß sie alle Tage wiederkommen solle, was sie denn auch mit Thränen im Auge versprach.

Bertha war wie umgewandelt, nur eins drückte sie gewaltig; es war die Last ihrer Schuld gegen Elisabeth und dieser Last mußte sie sich erleichtern. So faßte sie den Mut, ihrem Onkel auf dem Heimwege alles zu erzählen, was sie gegen Elisabeth gethan; der Oberförster war entsetzt über die Nachsicht eines noch so jugendlichen Mädchenherzens; aber unendlich froh darüber, daß sein Liebling, sein Goldelzchen, doch noch alles zum besten gelenkt und keinem ihrer Anverwandten Sorge und Angst bereitet hatte, war er zum Verzeihen mehr als je geneigt, und ließ denn, wie er sich auszudrücken pflegte, Gnade für Recht ergehen; ja, er versprach Bertha sogar, keiner Seele im Forsthaufe, auch weder seinem Bruder, noch seiner Schwägerin ein Wort von deren früherem Verhalten mitteilen zu wollen, so lange sich Bertha so brav wie heute halten werde.



Siebzehntes Kapitel.

Baron von Walde war in seinem Arbeitskabinett mit dem Ordnen seiner vom Forstschreiber erworbenen Goldmünzen beschäftigt und hatte sich recht in sein Lieblingsstudium vertieft, als er durch das hastige Öffnen der Stubenthür unliebsam aufgeschreckt wurde. Betroffen blickte er auf und gewahrte seine Tante in heftiger Erregung vor sich stehend. Schon hatte er einen ernstern Vorwurf für sie auf den Lippen, denn er hielt streng darauf, daß er in seinem Arbeitskabinett nicht gestört werde; die Störerin ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen und fuhr in hoherregter Weise auf ihn ein:

„Nun endlich wird es Dir wohl klar werden, lieber Kurt, daß Dein herablassendes und wohlwollendes Wesen gegen Leute, die nicht unseres Standes sind, ein übel angebrachtes ist und nur schlechte Früchte trägt! Nein, wie ich mich alteriert habe!“

„Willst Du die Güte haben und mir sagen, was Dich so in Aufregung versetzt?“

„Nun das Betragen Deines Schützlings, Deines Günstlings, oder wie Du sonst willst.“

„Ich verstehe Dich nicht und bitte ruhiger mit mir zu sprechen. Ich kann das aufgeregte Wesen nicht leiden.“

„Du wirst eben so aufgereggt sein, wie ich, wenn Du die Wahrheit erfährst. Dieses Mädchen, das sich von allen Leuten Goldelse schimpfen läßt, ist es, das sich soeben auf die verletzendste Weise von der Welt gegen mich, eine Dame vom ältesten Adel des Landes, vergangen hat.“

„Dacht ich's doch. Hat sie Dir etwa wieder zwei unschuldige Kinderherzen entzogen?“

„Spotte nur noch, Du wirst es bald genug noch bereuen, diese zweifelhafte Person, die so eitel und gefallsüchtig ist, ins Schloß gebracht zu haben.“

„Werde ich nun endlich erfahren, Tante, was sie eigentlich verbrochen hat, diese — Person?“

„Habe ich es Dir noch nicht gesagt? Ich trug ihr an, sie solle ganz auf dem Schlosse bleiben und bei mir als Kammerjungfer eintreten.“

„Und das hat sie Dir abgeschlagen, Tantchen, nicht wahr? Das hätte ich Dir wohl im voraus sagen können! Ja, ich hätte an ihrer Stelle ganz ebenso gehandelt, wie sie.“

Frau von Hollfeld fuhr wie von einer Schlange gestochen in die Höhe: „Was ist das? Was muß ich da hören? Bin ich bei Sinnen, oder träume ich?“

„Beruhige Dich zunächst, Tante, oder ich verlasse das Zimmer und überlasse Dir das Feld. Was ist denn so Unerhörtes geschehen? Ein Mädchen, das jede Dame von Rang um dessen Bildung und Charakter nur beneiden kann, ein Mädchen, das uns gefällig ist und noch keinen Pfennig Entschädigung für seine Mühe von uns erhalten hat, weigert sich, oder dankt vielmehr für die hohe Ehre, Dich bedienen zu dürfen, zumal das Mädchen nicht nötig hat, um eines kärglichen Lohnes willen sich in fremde Abhängigkeit zu begeben.“

„Elisabeth müßte sich glücklich schätzen, in unser Haus eintreten zu können.“

„Darüber kann man geteilter Meinung sein. Hat man etwas Ordentliches gelernt, so braucht man nicht besorgt um

sich zu sein. Es giebt reiche und vornehme Leute genug in der Welt, die junge Mädchen von Elisabeths Wissen und Fähigkeiten mit Freuden in ihr Haus aufnehmen und ihnen das Wohl und Wehe ihrer Kinder anvertrauen.“

„So willst Du diese Person wieder in Schutz nehmen, willst sie nach wie vor in das Schloß zu Deiner Schwester kommen und diese mit ihr ungehindert verkehren lassen?“

„Gewiß werde ich dieses geschehen lassen, wenn sie nicht von selbst fortbleibt.“

„Nun, da wirst Du wohl erlauben, daß ich diesen Zusammenkünften nicht mehr beizuwohnen brauche — ich könnte nicht an mich halten.“

„Du kommst meinem Wunsche zuvor — ich wollte Dich eben darum bitten, daß Du Marie mit Fräulein Ferber ganz allein verkehren läßt.“

„Gut, sehr gut! Ich bin Dir sehr dankbar, aber Du wirst bald sehen, was dann geschieht.“

„Ich übernehme die Verantwortung und stehe für alle Folgen ein.“

„Dann habe ich weiter kein Wort zu verlieren.“ Und hastiger noch, als Frau von Holfeld eingetreten, verließ sie das Zimmer wieder.

Wie ich Elisabeth kenne, sprach Baron von Walde vor sich hin, wird sie nicht ohne weiteres weichen, sondern ihren Platz zu verteidigen wissen. Gespannt bin ich aber doch, welchen Weg sie einschlagen wird.

Geräuschlos trat ein Diener ein und meldete: „Fräulein von Walde läßt bitten, ob sie den Herrn Baron für einige Minuten sprechen könne.“

„Sie ist mir angenehm,“ erwiderte Herr von Walde; im nächsten Augenblicke trat Marie ein. „Sei mir herzlich willkommen, liebe Marie,“ sagte er in überaus freundlichem Tone, ihr die Rechte zum Gruße reichend, und scherzend setzte

er hinzu: „Welche wichtige Geheimnisse hat mir mein Schwesterchen unter vier Augen anzuvertrauen?“

„Lieber Kurt,“ begann Marie, „ich habe eine Bitte an Dich, eine recht große.“

„So sprich — ich schlage Dir doch so leicht keine Bitte ab.“

„Die Tante hat heute in unserer Übungsstunde,“ fuhr Marie zögernd fort —

„Fräulein Ferber,“ unterbrach sie Kurt, „auf recht empfindliche Weise gekränkt, indem sie ihr einen Dienst als Kammerjungfer hat aufzwingen wollen —“

„Woher weißt Du denn schon —?“

„Die Tante hat Elisabeth bei mir verklagen wollen, und da sie kein Gehör bei mir gefunden hat, mich ersucht, sie von der Teilnahme an Euren Stunden zu entbinden.“

„Und was hast Du darauf erwidert?“

„Ich habe ihr Gesuch nicht allein erfüllt, — ich habe ihr mitgeteilt, sie käme meinem Wunsche damit überhaupt entgegen; sie wird Euch für die Folgezeit also klugerweise meiden und Euch ungestört lassen.“

„Ich bin Dir sehr zu Dank verpflichtet; es wurde mir schwer, die Tante anzuklagen.“

„Und wie gedenkt Elisabeth sich hierbei zu verhalten?“

„Sie hat der Tante Fernbleiben nicht gerade zur Bedingung ihres ferneren Besuches gemacht, aber doch geäußert, es würde ihr solches sehr lieb sein.“

„So ist die Sache abgemacht, liebe Marie, und wir verlieren kein Wort mehr darüber. — Eine andere Frage aber beschäftigt mich lebhaft: Auf welche Weise entschädigen wir das junge Mädchen für die Stunden, die sie Dir nun schon länger als ein Vierteljahr erteilt, ohne nur das Geringste dafür empfangen zu haben?“

„Ich stehe auch ratlos vor dieser Frage; Elisabeth behauptet nämlich, als ich kürzlich einmal mit ihr darauf zu

sprechen kam, sie sei durch die dreitägige Reise nach W. mehr als genügend honorirt worden, und weise deshalb jede andere Entschädigung zurück.“

„Das geht auf keinen Fall, die Angelegenheit muß erledigt werden, und zwar bald, da die Witterung schon rauher wird und die Wege von und nach unserm Schlosse fortab mit weit mehr Unbequemlichkeiten für Fräulein Ferber verknüpft sein werden. Sinne nach, mein Schwesterchen, auch ich werde ein Auskunftsmittel zu finden suchen.“

Marie versprach ernstlich nachzudenken und verabschiedete sich von ihrem Bruder; dieser wendete sich wieder seinen geliebten Münzen emsig zu und arbeitete bis tief in die Nacht hinein, um alle Stücke noch vor Schlafengehen richtig eingeordnet zu haben.

Auf dem Schlosse herrschte eine gewisse Spannung zwischen Frau von Hollfeld und den Geschwistern von Walde; man mied sich, namentlich ging die Tante ihrem Nefen aus dem Wege, und wenn man doch zusammenkommen mußte, so beschränkte man sich auf die notwendigsten und gleichgiltigsten Fragen und Antworten. Der Baron empfand ein drückendes Gefühl und war entschlossen, bei dem geringsten erneuten Anlaß diesem ungemütlichen Verhältnis ein Ende zu machen. Um so lieber wohnte er dafür den Klavierstudien der beiden jungen Damen bei, die regelmäßig fortgesetzt wurden.

In dem Forsthause und auch auf Burg Gnadeck fand man dagegen ein um so freundlicheres und lieblicheres Bild; durch Elisabeths Ausöhnung mit Bertha war namentlich im Forsthause der volle Frieden eingelehrt. Des Oberförsters Gesicht strahlte beständig vor Vergnügen, wenn er die beiden Mädchen so freundlich zusammen verkehren sah und sie sich Schwester Elisabeth und Schwester Bertha nennen hörte. Was alle seine Vorstellungen und Ermahnungen nicht vermocht hatten, das hatte seines Elschens unererschöpfliche Freundlichkeit und Herzensgüte zu Wege gebracht; er schätzte das um so

mehr, als er allein wußte, was sein Goldkind von der eigensinnigen Bertha alles auszustehen gehabt hatte. Ein gleiches Bild der Zufriedenheit konnte man auch in der alten Jungfer Sabine erblicken — war doch der Friede im Forsthaufe wiederhergestellt und hatte sie nicht mehr nötig, aus Berthas nunmehr natürlich eingestellten Wanderungen nach dem Schlosse dem Oberförster ein Geheimnis zu machen und in Furcht vor Entdeckung zu leben.

Frau von Hollfeld war es eigentlich früher nicht recht ernst gewesen, Bertha zu sich als Kammerjungfer zu nehmen; sie wollte durch Bertha vielmehr nur über die Vorgänge im Försterhaufe unterrichtet werden, da sie den Oberförster wegen seines einfachen und nach ihren Begriffen rücksichts- und taktlosen Benehmens gegen sie haßte; jetzt ließ sie sich doch so weit herbei, nach Bertha zu schicken und sie aufzufordern, auf das Schloß zu kommen. Bertha war es unangenehm, der Baronin, da diese gegen sie nicht aufrichtig gehandelt hatte, nochmals gegenüber zu treten, sie weigerte sich daher dieser Aufforderung nachzukommen; aber Elisabeths Einfluß gelang es Bertha doch zu diesem Wege zu bestimmen, zumal man ja nicht genau wissen konnte, was die Baronin von ihr begehren würde. Vorauszusehen war das Begehren der Baronin allerdings, und so konnte sich Bertha wenigstens auf eine geeignete und übrigens auch ganz wahre Entschuldigung vorbereiten.

Die Baronin empfing Bertha mit herablassender Würde und einer gewissen Freundlichkeit; sie theilte ihr dann mit, daß jetzt endlich der Augenblick eingetreten sei, in welchem Berthas oft geäußerte Bitte, auf das Schloß und in der Baronin Dienste zu kommen, erfüllt werden könne. „Du kannst,“ so schloß diese ihre Rede, „noch im Laufe dieses Monats Deine unerquickliche Stelle im Hause des Oberförsters aufgeben, mein Kind, und Deinen Platz bei mir finden.“

„Die gnädige Frau Baronin sind sehr gütig gegen mich,“

erwiderte Bertha; „aber die Verhältnisse im Forsthaufe haben sich derart geändert, daß ich, ohne undankbar zu sein, mich von dort nicht entfernen kann. Meines Onkels Wirtschaftlerin ist in der letzten Zeit meiner Unterstützung so bedürftig geworden, daß ich ihr zur Seite bleiben muß. Ich danke Ihnen daher aus vollem Herzen für Ihre Güte, gnädige Frau, aber annehmen kann ich die Stelle jetzt leider nicht.“

Frau von Hollfeld hatte mit wachsendem Erstaunen angehört, wie dieses stets so gefügige und dienstbereite Mädchen ihren Antrag ablehnte; sie fragte daher auch völlig überrascht: „Und ist das Dein wirklicher, ernster Entschluß?“

„Jawohl, Frau Baronin, mein fester Entschluß.“

„Dann habe ich kein Wort mehr mit Dir zu reden — geh, undankbares Geschöpf.“

Bertha ging leichten Herzens vom Schlosse.

Ihre Pflichten im Forsthaufe erfüllte sie nunmehr freudigst auf das pünktlichste und getreueste, sie that fast mehr, als sie sollte. Jetzt zeigte es sich auch, daß Bertha in weiblichen Arbeiten recht geschickt war, ja sie äußerte gegen Elisabeth den Wunsch, sie in ihren Unterrichtsstunden unterstützen zu dürfen. Mit Freuden wurde Bertha dieser Wunsch erfüllt, und Elisabeth gewährte bald, daß sie an ihr eine treffliche Stütze hatte, und im Behinderungsfalle eine sichere Stellvertreterin haben werde. Auch die Kinder gewöhnten sich sehr leicht an Bertha, und so konnte es nicht an einem schönen Zusammenwirken fehlen.

Eines Nachmittags, als beide Mädchen mit ihren kleinen Schülerinnen in voller Thätigkeit begriffen waren, erschien ganz unverhofft die Frau Amtmann mit dem Herrn Pfarrer in der Unterrichtsstunde um Erkundigungen über das Betragen und den Fleiß der Kleinen einzuziehen. Den Schülerinnen konnte von Elisabeth und Bertha das größte Lob gespendet werden, woraufhin dann der Herr Pfarrer erklärte:

„Es freut mich, liebe Kinder, daß Ihr so fleißig und

brav seid und Ihr dadurch Eurer wackeren Gönnerin, der Frau Amtmann Boigt eine so große Freude bereitet. Die Frau Amtmann wird Euch auch alle insgesammt dafür belohnen und Euch, nachdem jetzt alle Erntearbeiten vorüber sind, am Mittwoch nächster Woche ein kleines Fest in ihrem eignen Garten veranstalten, zu welchem ich Euch in ihrem Namen hiermit einlade. Ihr kommt sauber angekleidet, aber nicht etwa unnötig gepuht, damit Ihr Euch bei Euren Spielen frei bewegen könnt. Wollt Ihr alle pünktlich kommen?"

Freudig ertönte von aller Lippen ein lautes Ja! Wenn auch die meisten der Mädchen noch keine rechte Vorstellung von dem Feste hatten, so fühlten doch alle, daß ihnen ein fröhliches Vergnügen bereitet werden sollte.

„So sei denn für heute die Unterrichtsstunde beendet; die Frau Amtmann braucht Eure lieben Lehrerinnen, um mit ihnen sich über Euer Fest zu beraten. Geht nun ruhig nach Hause und teilt Euren Eltern die angenehme Nachricht mit.“

Elisabeth war nicht weniger über die in Aussicht gestellte Festlichkeit erfreut, als die Kinder selbst, und auch Bertha war mit vollem Herzen dabei; beide waren gespannt zu vernehmen, wie sich die Frau Amtmann die Ausführung des Festes gedacht habe. — Die Mädchen sollten demnach zunächst um ein Uhr nachmittags im Freien mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden, hieran sollten sich ebenfalls im Freien Spiele schließen und Lieder gesungen werden, welche die Kinder aus der Schule kannten, darauf sollte ein kleines Tanzvergnügen folgen und endlich ein gemeinschaftliches Abendessen das Fest beschließen. Die Frau Amtmann wollte die Spiele leiten und verlangte von ihren beiden Gehilfinnen, denen durch das Fest doch auch eine Freude bereitet werden sollte, nur eine geringe Unterstützung.

Als beide Mädchen in das Forsthaus heimgekehrt waren — Elisabeth holte auf dem Wege von Linddorf stets ihren Vater aus dem Forsthaufe ab, der dort seine Berufsarbeiten zu

erledigen hatte — erfuhren sie, daß Herr von Walde beim Oberförster eingetroffen sei und eine Unterredung mit ihm habe. Bertha wollte an des Onkels Stubenthüre lauschen, um etwas von der Unterredung der beiden Herren zu erfahren; Elisabeth machte sie indessen auf das Unpassende dieser Handlungsweise aufmerksam, und so stand Bertha sofort davon ab. Sie hätte auch schwerlich etwas erhorchen können, denn das Gespräch wurde so leise geführt, daß man außer in der nächsten Nähe kein Wort davon vernahm. Der Oberförster ließ auch später gegen seine Umgebung keine Silbe darüber verlauten, und wenn man ihn behutsam danach fragte, so lächelte er nur still vor sich hin und meinte, in Wälde werde es freudig bekannt werden. Jetzt dürfe er noch kein Wort verraten.

Das bevorstehende Kinderfest rief im Dorfe eine nicht geringe Aufregung unter der jungen Welt hervor und versetzte auch die Alten in eine nicht weniger große Erwartung. Der zum Feste ausersehene Tag war vom schönsten Herbstwetter begünstigt, und so konnte es nicht fehlen, daß das halbe Dorf auf den Beinen war, um das so seltene Ereignis wenigstens aus der Ferne mit anschauen zu können. Auch auf das Schloß war die Kunde hiervon gedrungen, und gab Frau von Hollfeld Veranlassung in ihrer nächsten Umgebung gegen solche Verschwendung und eine solche Verwilderung der Sitten auf das entschiedenste zu Felde zu ziehen; sie hätte am liebsten gern alles aufgeboten, um diese unschuldige Freude der Kinder zu zerstören. Den Baron von Walde zu ihren Ansichten zu bestimmen hatte sie längst aufgegeben; denn sie fühlte recht gut, daß sie diesem gegenüber ihren früheren Einfluß von dem Zeitpunkte an verloren habe, wo des Forstschreibers Familie in die Nähe des Schlosses gekommen war und dieser, namentlich aber dem überall Goldelschen genannten Mädchen, die Herzen aller guten Menschen entgegenzlugen. — Stillschweigend mußte es die Baronin auch dulden, daß ihre

Nichte Marie mit kaum begreifbarer Zuneigung an diesem Mädchen hing, und sie sich selbst fast nur noch wie geduldet auf Schloß Lindhof erschien. Daß die stolze und herrschsüchtige Frau hieran allein die Schuld trug, das sagte sie sich freilich nicht, und doch hätte sie bei nur einigermaßen freundlichem Entgegenkommen gegen Elisabeth ihre frühere einflußreiche Stellung in der Familie des Barons wieder einnehmen können. Indessen lag es nicht im geringsten in der Absicht der Baronin, von ihren tief eingewurzelten Vorurteilen abzulassen; vielmehr sann sie unablässig nach einem Plan, um das junge Mädchen zu stürzen, das heißt vollständig aus dem Schlosse zu vertreiben. Das Fest der Schulkinder, so hoffte sie, sollte ihr hierzu eine günstige Gelegenheit bieten; von einem Pavillon des Schloßparkes aus konnte sie des Amtmanns Garten übersehen, und dorthin begab sie sich.

Inzwischen hatte das harmlose Fest seinen Anfang genommen. Elisabeths und Berthas Schülerinnen waren anfänglich allerdings etwas schüchtern in ihrem Wesen und getrauten sich kaum, an den lang gedeckten Tafeln Platz zu nehmen; selbst als die Teller mit hochaufgebauten Kuchenstücken aufgetragen wurden und die Kinder zulangen sollten, war noch keine richtige Stimmung bei ihnen zu bemerken; es bedurfte erst Elisabeths freundlicher und eindringlicher Überredungskunst sie aufzumuntern. Endlich gelang es, indem sie selbst mitten unter den Kindern Platz nahm und Bertha am anderen Ende der Tafel ihrem Beispiele folgte. Jetzt kam Leben in das kleine Völkchen; man trank, man aß, so daß die von der Frau Amtmann als Bedienung beigegebenen zwei Mägde vollauf zu thun hatten, um alle befriedigen zu können. Nachdem der erste wichtige Teil des Festes, die Bewirtung im Freien, vorüber war, erhielt jedes Mädchen einen Blumenkranz auf den kleinen Kopf gesetzt; nunmehr war mit einem Male alle Scheu verschwunden, und mit jugendlicher Lust überließen sich die Kinder unter Leitung

ihrer beiden Lehrerinnen den für sie vorbereiteten Spielen. Da gab es Kranzstechen für die einen, wobei die Kinder mit verbundenen Augen auf einen freihängenden Kranz zugeführt wurden und nach demselben mit einem Stabe stechen mußten, und als Siegerinnen bezeichnet wurden, sobald sie mitten durch den Kranz gestochen; für die anderen ward ein kleiner Wettkampf im Erraten von leichten Rätseln veranstaltet. Fernerhin gab es eine kleine Lotterie, in welcher Nummern gezogen und kleine und hübsche Gewinne gemacht wurden; hierauf warfen die Kinder mit einem Ball nach einer Frauenfigur aus Pappe, auf deren Brust sich ein Loch befand, in dessen Öffnung der Ball hineinfliegen mußte. Dazwischen sangen sie von Zeit zu Zeit mit ihren hellen Kinderstimmen die einfachen Weisen, welche sie in der Schule bei ihrem Lehrer gelernt hatten; kurzum, es herrschte ein fröhliches Leben, eine so unschuldige Heiterkeit im Garten, daß Elisabeth fast selbst wieder zum Kinde wurde und in beinahe ausgelassener Weise mit den Kindern scherzte und lachte.

Den Angehörigen und Verwandten der Kinder war es bereitwillig gestattet worden, aus angemessener Entfernung den Vorgängen ihrer kleinen Töchter zuzuschauen; unter den Alten herrschte dabei eine noch größere Aufregung, als unter den Kleinen. Wer hätte aber auch gleichgiltig und ruhig bleiben können beim Anblick so vieler fröhlicher, glückstrahlender Kindergesichter! — Nur Frau von Hollfeld, die von ihrem Standpunkte aus alles mit ansehen konnte, hatte kein Verständnis für solche Empfindungen; sie hätte sich am liebsten voll Erbitterung abgewendet, wenn sie nicht eben so sehr die Neugierde davon zurückgehalten hätte, wie der Gedanke an Rache; aber zu ihrer größten Betrübnis konnte sie gar nichts entdecken, das ihr auch nur einen Anhaltspunkt hätte bieten können, so daß sie ordentlich erleichtert aufatmete, als die Kinder aus des Amtmanns Garten aufbrachen und sich in das Haus zurückzogen.

Das Kinderfest wurde unter Gesang und Tanz in zwei großen Stuben fortgesetzt und mit einem fröhlichen Abendbrote beschlossen. Es hatte eine Erinnerung in den dankbaren Kinderherzen zurückgelassen, welche nimmer erlöschen wollte und die Teilnehmer am Feste zu immer erneutem Fleiße in den Lernstunden und zu steter Strebbarkeit anspornte.



Achtzehntes Kapitel.

Wie groß der Anteil war, den Herr von Walde an dem heiteren Feste nahm, mag daraus hervorgehen, daß er der Frau Amtmann Voigt gegenüber erklärt hatte, für sämtliche Kosten aufkommen zu wollen, wobei er nur die Bedingung daran knüpfte, daß sein Name verschwiegen bleibe. So sehr die brave Frau auch widerstrebte, den Betrag anzunehmen, so half ihr doch schließlich kein Weigern, weil sie sonst den Baron empfindlich gekränkt hätte.

„Ich werde das Geld nehmen, Herr von Walde,“ sprach sie endlich, „aber nicht für mich, sondern es zum Besten der armen Kinder der seelenguten Goldbelse überreichen, die wahrhaft wunderbar auf die Folgsamkeit und die Aufmerksamkeit der Dorfmädchen eingewirkt hat; diese wird dann mit der ganz umgewandelten, ihr jetzt so treu zur Seite stehenden Bertha schon den ärmsten Kindern damit eine erneute Freude zu machen wissen.“

„Frau Amtmann, handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben,“ erwiderte Herr von Walde. „Ich wollte nur, daß Sie selbst nicht noch größere Opfer bringen, als Sie sich bereits auferlegt haben.“

„Was man freiwillig darbringt, Herr Baron, ist kein Opfer.“

„Führen Sie Ihre Strickschule auch im Winter fort?“

„Gewiß, Herr Baron; dann werden die beiden jungen Mädchen entweder zu Wagen oder zu Schlitten abgeholt. Ließe man die Kinder einige Monate außer Aufsicht, so verlernten sie meistens alles wieder in kurzer Zeit.“

„Nun, so wünsche ich Ihnen viel Glück, Frau Amtmann!“ Der Baron bot ihr damit die Hand und kehrte durch den Park nach seinem Schlosse zurück. In demselben herrschte eine solche Aufregung, als wenn irgend etwas Außergewöhnliches passiert wäre. Seine Schwester Marie kam ihm händeringend entgegengestürzt und rief schmerzlich: „Kurt, Kurt, Elisabeth ist verunglückt — sie liegt auf meinem Bette, bewußtlos, fast wie tot.“

Der starke Mann drohte unzusinken; Leichenblässe bedeckte sein Gesicht und mühsam stammelte er: „Ist schon nach einem Arzt gesandt?“

„Heine ist bereits seit zehn Minuten zu Pferd in rasendem Galopp fort.“

„Sind Elisabeths Eltern benachrichtigt?“ fragte er nach Mariens Zimmer eilend, um sich persönlich von Elisabeths Zustand zu überzeugen.

„Nein, wir mochten die armen Leute nicht ängstigen.“

„Gut, gut!“ Der Baron riß das Zimmer auf und erblickte ein eben so ergreifendes, wie rührendes Bild. Wie eine Heilige lag Elisabeth auf seiner Schwester Lager wie tot ausgestreckt; Frau von Hollfeld kniete leise jammernd neben ihr, und der kleine Emil wehlagte unter strömenden Thränen: „O, meine arme Elisabeth!“

„Was ist geschehen?“ fragte Herr von Walde atemlos.

„Erzählt, ich muß alles wissen, wenn ich vor Ankunft des Arztes noch etwas thun soll.“

„O, mein Gott!“ rief Frau von Hollfeld — „ich bin unschuldig an diesem Unglücke.“

„Keine unnützen Worte, Tante. Sprich schnell — ich

bitte.“ Bei diesen Worten feuchtete er ein großes Tuch an und bedeckte damit Elisabeths Stirn und Schläfe; angstvoll fühlte er nach ihrem Pulse.

„Kurt, höre und sage dann selbst, daß niemand eine Schuld an diesem Unglücke trifft. Ich unternahm mit Emil und seinem Lehrer gleich nach Mittag einen Spaziergang in den Wald, der Knabe war sehr vergnügt und eilte uns in frohen Sprüngen voraus; ich wollte ihm dies nicht wehren, da ich keine Gefahr dabei sah. Wir hatten uns bereits auf den Rückweg begeben und waren in die große Allee gelangt, welche direkt über die Landstraße hinweg auf Schloß Lindhof zuführt —“

„Weiter, weiter!“ drängte der Baron, als Frau von Hollfeld stockte.

„Kurz vor der Landstraße sehen wir Elisabeth nach dem Schlosse gehen; sie erblicken und ihr naheilen, war für Emil das Werk eines Augenblickes — der Kandidat und ich, wir blieben zurück — Emil erreichte die Landstraße, welche Elisabeth bereits überschritten hatte, und wollte eiligst zu ihr hinüber, strauchelte aber und kam zu Falle — da auf einmal erblicken wir in vollem Jagen einen Wagen, dessen Pferde wahrscheinlich ihrem Führer durchgegangen waren — im nächsten Augenblicke mußte er Emil rettungslos überfahren — wir waren mindestens fünfzig Schritte entfernt — ich konnte nichts thun, als einen Verzweiflungsschrei ausstoßen! Elisabeth hatte meinen Schrei vernommen; sie schaute sich rasch um, sie überblickt die Gefahr, in welcher mein Sohn schwebt und stürzt nichts achtend auf den Knaben zu, erfaßt ihn, reißt ihn noch glücklich vor den Pferden weg, stürzt aber, meinen Emil haltend, im nächsten Augenblicke selbst besinnungslos zusammen. Ob sie von einem Pferde getroffen, ob sie von dem Wagen verletzt ist, weiß niemand zu sagen, obwohl sie nicht die Spur eines Stoßes, eines Schlages oder sonst einer Wunde an sich trägt. Aber bis jetzt hat sie seit

einer halben Stunde nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben; sie liegt regungslos da, kein Seufzer, kein Atemzug ist hörbar.“

„Wie habt Ihr die Unglückliche hierher geschafft?“ fragte der Baron zitternd.

„Der Kandidat nahm sie, wie ein Kind, sanft auf seine Arme, ich legte ihren Kopf an seine Schulter, und nach wenigen Minuten lag sie vorsichtig auf Mariens Bett, wobei ich mich überzeugte, daß ihr Körper äußerlich unverletzt ist.“



„Gebe
Gott, daß
ihre Be-

wußtlosigkeit nur eine tiefe Ohnmacht, eine schwere Betäubung ist; ihr Puls schlägt schwach und auch nur langsam — aber er verrät doch wenigstens noch Leben.“

Alle diese Mitteilungen wurden nur geflüstert — der Baron ließ Elisabeths Hand nicht los und hing mit stummer Angst an ihren Gesichtszügen, in welchen auch nach den aufgelegten kalten Umschlägen sich noch immer keine einzige Bewegung zeigen wollte.

„Ach, wenn doch nur der Arzt bald kommen möchte,“ flüsterte Marie unter Thränen.

„Unter einer Stunde wird er schwerlich hier sein können, selbst wenn Heine ihn zu Hause angetroffen hat, was kaum glaublich ist. Und doch möchte ich vor dem Ausspruche des Arztes den bedauernswerten Eltern keine Nachricht zukommen lassen. — Sehe ich recht, so hebt ein leiser Atemzug Elisabeths Brust, — es folgt ein zweiter, kaum merkbarer, und auch ihr Puls schlägt, wenn ich nicht irre, weniger langsam wie bisher.“

„Wirklich?“ flüsterte Marie, „ich kann nichts bemerken.“

„Nimm Dein Flacon, Marie, und reibe ihr die Stirn mit dessen Inhalt recht vorsichtig ein, dann versuche, ob sie den stärkenden Duft einatmen kann.“

Alle Anweisungen wurden genau befolgt, und nach wenigen Minuten schon konnte man bemerken, daß die bereits geschwunden gewesenen Lebensgeister des jungen und gesunden Mädchens allmählich zurückkehrten. Die Lippen waren nicht mehr so fest geschlossen wie zuvor, und eine vor dieselben gehaltene Feder zeigte durch ihre Bewegungen an, daß ein leiser Hauch dem Munde entströmte. Die kalten Umschläge wurden erneuert und übten eine recht wohlthätige Wirkung aus, die Atemzüge wurden gleichmäßiger und stärker, so daß es beinahe erschien, als habe man keine in Lebensgefahr schwebende, sondern nur eine schlummernde Patientin vor sich.

Noch ehe der Arzt ankam, schlug Elisabeth plötzlich die Augen auf, schaute sich langsam und verwundert um, betrachtete die Umstehenden, wie wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwachte, und fragte: „Mein Gott, wo bin ich denn?“

„Bei Deinen Freunden, Deinen Lieben, meine teure Elisabeth!“ flüsterte ihr Marie mit seligem Lächeln zu. „Empfindest Du Schmerzen?“

„Ein etwas dumpfes, drückendes Gefühl im Kopfe, als wenn ich noch nicht ordentlich ausgeschlafen hätte. Herr

Baron — gnädige Frau — was ist denn geschehen, daß Sie alle in unserer Wohnung, in meinem Schlafzimmer sind?“

„Regen Sie sich nicht auf, Fräulein Elisabeth,“ erwiderte ihr Herr von Walde besorgt, „Sie sind bei uns auf dem Schlosse und sehr gut aufgehoben hier. Schlummern Sie ruhig weiter.“

„Gnädige Frau, wie komme ich zu der Ehre, daß Sie bei mir wachen —?“

„Sprich nicht so viel, liebes Kind, verhalte Dich ruhig,“ sprach Frau von Hollfeld besorgt; „ich bin lieblos gegen Dich gewesen und Du hast mir meinen Sohn, mein Teuerstes auf Erden, mit Gefahr Deines Lebens gerettet! Wie kann ich das wohl je vergelten?“

„Emil, — jetzt erinnere ich mich — die Pferde waren schon ganz nahe bei ihm — ich riß ihn hinweg — ich habe ihm doch dabei nicht wehe gethan — ja ja, ich weiß jetzt alles, ich verlor die Besinnung, als ich den Knaben in meinen Händen hielt, und brach mit ihm zusammen. Wo ist der liebe Knabe?“

Emil kam herbei, und mit einem liebevollen Blicke schaute ihn seine Mutter lange und freundlich an. — Sie erfaßte des Knaben Hand und hielt sie fest.

„Fräulein Elisabeth, Sie sind nun über das, was mit uns und mit Ihnen vorgegangen ist, vollständig im klaren,“ begann Herr von Walde wieder. Jetzt aber bestehet ich um Ihrer Gesundheit willen darauf, daß Sie nicht mehr sprechen und sich vollständig ruhig verhalten, bis der Arzt kommt.“

„Ich folge Ihren Worten, Herr Baron, obwohl ich mich vollkommen frei von Schmerz fühle, und bitte nur, meine Eltern nicht zu beunruhigen.“

„Fürchte nichts, liebe Elisabeth,“ erwiderte ihr Marie. — Auf einen Wink des Barons wurden die Rouleaux herniedergelassen und alle mußten sich aus dem Zimmer entfernen bis auf Marie, die an Elisabeths Lager weilte für den Fall,

daß die Patientin etwas nötig haben sollte. Beide Mädchen reichten sich die Hände, worauf Elisabeth infolge des überstandenen Schreckens und der gehaltenen Aufregung aufs neue in einen sanften Schlaf verfiel.

Nach Verlauf einer Stunde brachte der Verwalter Heine den Doktor Schlosser, den Hausarzt der herrschaftlichen Familie, aus dem Städtchen B. herbei, den er glücklicher Weise angetroffen hatte. Schlosser wurde kurz von dem Vorfalle unterrichtet und erklärte sich mit den gegebenen Anordnungen zufrieden; so lange Elisabeth schlafe solle man sie nicht wecken, denn wer schlafe, ohne betäubt zu sein, der sei nicht krank.

Marie hatte die Ankunft des Arztes vernommen und auch Elisabeth hatte sich ermuntert, so daß Doktor Schlosser ohne weiteres seine Untersuchungen anstellen konnte. Seine Versicherungen lauteten äußerst befriedigend.

„Der Blick des Auges ist vollkommen klar,“ bestätigte der Arzt, „eine Erschütterung des Gehirns hat also nicht stattgefunden. Die junge Dame ist mit dem Hinterkopfe auf einen Stein oder einen anderen harten Gegenstand aufgeschlagen, aber Dank ihrer in ein starkes Nest zusammengelegten reichen Haarflechten, welche die Spuren des heftigen Falles noch deutlich an sich tragen, ist sie vor einem größeren Unfälle bewahrt geblieben und nur mit einer sehr tiefen Ohnmacht davongekommen.“

„Ich fühle mich auch vollkommen wohl,“ sagte Elisabeth in heiterem Tone.

„Es wird das beste sein,“ fuhr der Arzt fort, „wenn Fräulein Ferber sich wieder ankleidet und sich außerhalb des Bettes in frischer Luft zu bewegen sucht, falls es ihr nicht schwer fällt.“

Alles ging nach Wunsch; Elisabeth war rasch wieder in ihrem einfachen Anzuge und fühlte sich so leicht und munter, als wenn nicht das Mindeste vorgefallen wäre. Die Schlossbewohner, bis auf die Dienstleute herab, waren alle freudig

bewegt, als sie das stets gern gesehene Mädchen, das mit der Kraft und dem Mute eines Mannes heute ihr Leben gewagt hatte, wieder in gewohnter Frische herumwandeln sahen, nachdem es noch kurz zuvor einer Leiche gleich in das Schloß hineingetragen worden war.

Nur Frau von Hollfeld konnte ihrer Freude keinen Ausdruck geben, die Thränen wollten bei ihr nicht versiegen. Es fiel ihr wie eine Centnerlast auf das Herz, daß sie dieses Mädchen, das für sie und ihren Liebling alles gewagt hatte, zuvor so unfreundlich, so lieblos behandelt hatte. Wie eine Büsserin schritt sie auf Elisabeth zu und bat sie mit bewegter Stimme: „Du liebes, braves Kind, kannst Du mir verzeihen, daß ich Dich so oft gekränkt und beleidigt, daß ich den Wert Deines edlen Herzens nicht früher erkannt und gefühlt habe?“

„Frau Baronin,“ erwiderte Elisabeth errötend, „ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, sondern nur zu bedauern, daß ich es nicht verstanden habe, Ihr Wohlwollen —“

„Sprich kein Wort weiter,“ unterbrach sie Frau von Hollfeld, „Du willst es nicht wissen, was ich Dir angethan, aber ich muß aus Deinem Munde hören, daß Du mir nicht grollst, sonst kann ich mein Gewissen nicht wieder beruhigen.“

„Ich habe Ihnen nicht gegrollt, Frau Baronin,“ sprach Elisabeth offen und herzlich, „und wenn ich auch den Wunsch ausgesprochen habe, Ihnen in den Übungsstunden nicht mehr zu begegnen, so geschah es nur, damit Sie keinen Anstoß an mir nehmen sollten.“

„Das ist aber jetzt anders geworden! Nicht wahr, Elisabeth?“ fragte Frau von Hollfeld und streckte dem lieben Mädchen gerührt die Hand entgegen.

„Ich werde mich freuen, gnädige Frau,“ antwortete Elisabeth einschlagend, „wenn die vollste Übereinstimmung zwischen uns Platz greift.“

„So ist vollkommener Friede zwischen uns hergestellt, liebes Kind?“

„Gewiß! zumal ich nie beabsichtigt habe. —“

„Fräulein Elisabeth,“ unterbrach sie der Baron, „wir wollen dies Gespräch fallen lassen und an Ihre Ruhe und Erholung denken, deren Sie noch bedürfen werden. Wie wäre es, wenn wir einen Spaziergang durch den Park machten?“

„Am liebsten würde ich mich zum Klavier niedersetzen und mit Fräulein Marie meine versäumten Stunden nachholen,“ antwortete die Gefragte.

So gern auch der Baron sonst Elisabeths Wünschen nachkam, diesmal behauptete er seinen Willen; der Spaziergang mußte in langsamen Schritten ausgeführt und in dem Pavillon, von welchem aus man des Amtmanns Voigt Garten übersehen konnte, eine Ruhepause gemacht werden. Der Baron drückte hierbei die Absicht aus, Elisabeths Eltern von dem Vorgefallenen selbst in Kenntniß setzen zu wollen, er bat Elisabeth für diese Nacht im Schlosse zu verbleiben bis man am anderen Tage die volle Überzeugung habe, daß ihr Anfall nicht von den geringsten Folgen begleitet sei; aber er stieß bei dem jungen Mädchen hierbei auf einen so energischen Widerstand, daß er von seinem gutgemeinten Plane sofort abließ und sich nur ausbedang, sie in Gemeinschaft mit dem Doktor zu ihren Eltern begleiten und wohlbehalten in deren Hände überliefern zu dürfen. Einen solch wohlgemeinten Vorschlag konnte Elisabeth nicht zurückweisen, und so trat sie den Rückweg nach ihrer Wohnung unter starker Eskorte an, wie sie sich scherzend ausdrückte.

Als Frau Ferber die Ankommenden gewahrte, ging sie ihnen doch etwas verwundert über die Mitanzwesenheit eines ihr fremden Herrn entgegen und bewillkommnete dieselben. Der als Arzt vorgestellte Dr. Schlosser übernahm den Bericht über den Vorfall; aber obwohl Elisabeths Mutter ihre Tochter gesund und wohlbehalten vor sich sah und Elisabeth nach

den überzeugendsten Versicherungen des Arztes ohne allen Schaden und ohne nachtheilige Folgen davongekommen war, so war die Mutter doch so stark ergriffen, daß sie nach einem Stützpunkte suchen mußte, um nicht umzusinken. Elisabeth eilte auf sie zu, schlang ihre Arme um sie und führte sie nach einer Gartenbank. Kein Blick des Vorwurfs, kein Wort des Tadelns über das gefährvolle Wagnis traf das junge Mädchen von Seiten der Mutter, wohl aber ruhte deren Auge mit mütterlicher Sorge und zugleich mit einem gewissen Stolze auf ihrer einzigen Tochter, deren Mut ein junges Leben dem sicheren Tode entriß hatte.

Nachdem Dr. Schloffer auf Anordnung des Barons am folgenden Tage noch einmal bei Elisabeth vorzusprechen zugesagt hatte, verabschiedeten sich die beiden Herren und ließen Mutter und Tochter allein zurück, da der kleine Ernst noch bei seinem Vater im Forsthause weilte.

„Hast Du an uns gedacht, Elisabeth, als Du den Knaben zu retten wagtest?“ Das war die einzige Frage, welche Frau Ferber an ihre Tochter richtete.

„Gerade der Gedanke an Euch, und daran, daß meinen Bruder Ernst ein ähnliches Schicksal hätte treffen können, bewogen mich hauptsächlich zu dem Wagnis.“

Von jetzt ab wurde der Vorfall, der glücklicher Weise auch für die Folgezeit nichts Nachtheiliges mit sich brachte, nicht wieder berührt; den Mitgliedern der Familie war er aber natürlich mitgeteilt worden, wie er auch dem Herrn Pfarrer und dem Amtmann mit seiner Frau nicht verborgen bleiben konnte.

Auch im Dorfe war Elisabeths That bekannt geworden; war man Elisabeth bisher stets mit Freundlichkeit und Achtung begegnet, so trat von diesem Augenblicke an noch ein gewisser Grad von Ehrfurcht für sie hinzu.



Neunzehntes Kapitel.

er Herbst hatte im Thüringer Walde seinen Einzug gehalten, die Blätter der Bäume färbten sich gelb und rot. Ein scharfer Windstoß fuhr von Zeit zu Zeit durch die Zweige der Bäume und schüttelte sie mit solcher Gewalt, daß ihr Geäst immer kahler wurde und ihre abfallenden Blätter schon leicht den Erdboden bedeckten. Wohl bot der Wald mit der Farbenpracht seines Laubes immerhin noch manch entzückendes Bild, zumal wenn die Herbstsonne mit ihren mild wärmenden Strahlen darauf schien; noch sang mancher Vogel seine fröhlichen Weisen in den Zweigen und Sträuchern, während die Arbeiter des Waldes bereits so rasch wie möglich ihre Tagesarbeiten verrichteten, um bei guter Zeit wieder unter ihrem schützenden Obdach zu sein.

So war der sechste November angebrochen, und damit derjenige Tag, an welchem Elisabeth ihr sechzehntes Lebensjahr antrat. Elisabeths Geburtstag war stets ein Freudentag in der Familie gewesen, und er sollte es auch heute sein. Frau Ferber hatte einen festlichen Geburtstagsmahl hergerichtet, und wenn die Gaben, die man Elisabeth darbrachte, auch nur klein und unbedeutend waren, nämlich ein Paar gestrickte Handschuhe, ein festes wollenes Tuch und ein Paar tüchtige Lederstiefelchen, so hatten sie für Elisabeth

als Gaben wahrer Liebe doch große Bedeutung und hohen Wert. Aber nicht allein ihre Eltern hatten sie mit Geschenken bedacht, auch der Oberförster und Bertha stellten sich zum Glückwünsche ein und brachten ihr Gaben dar; der erstere schönen Stoff zu einem Winterkleide, die letztere einen blühenden Myrtenstock und einen selbstgebackenen Kuchen in Form eines E; auch die brave Jungfrau Sabine ließ es sich nicht nehmen, ein halbes Duzend selbstgestrickter, wollener Strümpfe mit ihren schönsten Glückwünschen zu übersenden.

So reich war Elisabeth in ihrem ganzen Leben noch nicht beschenkt worden, so viel Liebe hatte sie noch nie umgeben; sie fühlte sich übergücklich und herzte und küßte eines nach dem andern immer wieder von neuem ab.

„Mädchen,“ rief der Oberförster aufatmend aus, „Du erdrückst mich ja mit Deinen Liebfosungen — das bin ich ja gar nicht mehr gewohnt.“

„Onkel, lieber guter Onkel — wie hast Du mich überrascht und erfreut. Ich glaubte ja gar nicht, daß Ihr im Forsthaufe meinen Geburtstag erfahren hättet.“

„O, Du wirst Dich noch viel mehr wundern, Elschen, wenn Du erst erfährst, was noch kommen wird,“ fiel der Oberförster ein.

„Was meinst Du, lieber Onkel? Ich verstehe Dich nicht.“

„Da fährt ja ein Wagen vor dem Gartenthore vor!“ rief Frau Ferber verwundert aus. „Wer kann das sein zu so früher Zeit?“

„Frau von Hollfeld und Marie von Walde steigen aus!“ jubelte Elisabeth. „Wer hat hier den Verräter gespielt? Gewiß Du, Onkel, Du böser Onkel.“ Und hinab stürmte das junge Mädchen, den Ankommenden entgegen, die sie herzlich willkommen hieß. Dem Besuch folgte ein schwer bepackter Diener.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch, liebe Elisabeth,“ flüsterte ihr Marie zu.

„Nicht hier im Garten, mein Kind, wir wollen die Stube betreten, um nicht der rauhen Morgenluft ausgesetzt zu sein,“ sprach die Baronin freundlich. „Elisabeth wird uns zu ihren Eltern führen. Folgen Sie uns nach, Heinrich.“

Nach wenigen Minuten standen die beiden vornehmen Damen in dem einfachen Familienkreise und schienen sichtlich angenehm berührt von dem lieblichen Bilde, das sich ihnen bot. Nach etwas ceremonieller gegenseitiger Bewillkommung hob Frau von Hollfeld in feierlichem Tone an:

„Meine liebe Elisabeth, wir folgen ebenso sehr unserem eigenen Herzensdrange als dem ausdrücklichen Wunsche meines Neffen, des Barons von Walde, um Dir sowohl seine wie unsere aufrichtigsten Glückwünsche zu Deinem heutigen Geburtstage zu überbringen. Möge dieser schöne Tag zu Deinem Glücke, zur Freude Deiner lieben Eltern, Deiner Verwandten, wie auch zu unserer Freude, als Deinen nächsten und dankbaren Freunden, noch recht viele Male wiederkehren. Seit einigen Monaten hast Du uns Deine Zeit, Deine Kenntnisse, ja meinem Kinde sogar Dein Leben geopfert, ohne von uns bis jetzt dafür eine Gabe des Dankes oder der Anerkennung empfangen zu haben; daher will mein Nefse diese sich jetzt bietende freudige Gelegenheit benutzen, um Dir durch mich und meine Nichte unser aller Teilnahme auszudrücken, er läßt dabei zugleich die Bitte aussprechen, diese kleinen Geschenke als ein Zeichen unseres lebhaften und tiefempfundenen Dankes entgegennehmen zu wollen, und zwar ebenso gern, wie sie gegeben werden.“

Elisabeth eilte auf Frau von Hollfeld zu, um ihr die Hand zu küssen; diese aber zog sie mit sichtlicher Rührung an die Brust und küßte sie auf die Stirn. „Danke mir nicht, liebe Elisabeth,“ sprach sie gerührt, „Du weißt, wie tief ich in Deiner Schuld stehe. Auch mein Emil dankt Dir herzlich

und übersendet Dir, seiner Netterin, zum Dank sein eigenes Bild und einen schön geschriebenen Glückwunsch. — Heinrich, packen Sie aus, damit das Geburtstagskind seine Gaben in Empfang nehmen kann.“

Als sich Heinrich an seine Arbeit machte, waren aller Augen auf das große Packet gerichtet, das unter seinen Händen seinen Inhalt enthüllen sollte. Da kam zunächst ein



prächtiger Muff heraus, dann ein reizendes Pelzbarett, ein breiter Pelztragen, ein Paar Pelzmanschetten, ein Paar Pelzstiefelchen und als letzter und umfangreichster Gegenstand ein langer, ebenfalls mit Pelz besetzter, bis dicht auf die Füße hinabreichender Mantel.

Keines der Anwesenden war mehr erstaunt und über-

rascht, als Elisabeth selbst; keines Wortes mächtig stand sie da, aber ihr selig leuchtendes Augenpaar sprach desto beredter. Es herrschte im Zimmer eine tiefe, von niemand unterbrochene Stille, bis endlich Elisabeths Mutter die Frage an ihre Tochter richtete: „Elisabeth, hast Du denn kein Wort des Dankes, keinen Laut der Freude für diese herrlichen Gaben?“

„Ist denn das alles für mich bestimmt? Habe ich das wirklich verdient?“ fragte Elisabeth wie im Traume um sich schauend.

„Das und noch mehr, meine liebe, liebe Elisabeth,“ antwortete Fräulein von Walde, die Freundin zärtlich in ihre Arme schließend.

„Es ist alles Dein,“ fuhr Frau von Hollfeld fort, „und ist dazu bestimmt, Dich im Laufe des Winters auf Deinen Wegen zu Deinen Schülzlingen im Dorfe und zu Deiner Freundin auf Schloß Lindhof vor Kälte und Schnee schützen zu helfen.“

„Gnädige Frau Baronin, teure Marie, Ihr erfreut und beschämt mich zugleich; ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich das wieder ausgleichen soll. Empfangen Sie, gnädige Frau, für ihre lieben Worte, wie für diese, für mich viel zu prachtvollen Gaben meinen innigsten und wärmsten Dank; auch Du, meine liebe Marie, sei meiner steten Ergebenheit, meiner treuesten Freundschaftsdienste für alle Zeit versichert und statte auch Deinem Herrn Bruder meine aufrichtigsten Dankgefühle ab; es wird mir ja vergönnt sein, ihm diese Versicherungen bei Gelegenheit mündlich ausdrücken zu können.“

„Wir werden meinem Neffen Deinen Dank überbringen, liebe Elisabeth, bitten aber, ihm gegenüber seiner Gaben mit keinem Worte zu erwähnen; er liebt dergleichen Dankfagungen nicht. Jetzt aber wollen wir uns wieder entfernen, um Deine liebe Familie und Deine Angehörigen nicht länger in ihrer Festfreude zu stören.“

Elisabeth versuchte die beiden Damen noch eine Zeit-

lang zurückzuhalten, sie gaben aber vor, strenge Weisung von Herrn von Walde zu haben, so bald als möglich wieder zurückzukommen. Nach einigen höflichen Dank- und Wechselreden begleitete Elisabeth mit ihrer Mutter die Damen wieder zum Wagen und verabschiedete sich von ihnen fast unter Thränen.

„Auf Wiedersehen, morgen!“ rief Marie noch vom Wagen aus, dann ging es in raschem Trabe davon; die Zurückgebliebenen suchten wieder ihren Familienkreis auf, wo nun die prächtigen Geschenke erst genau von dem weiblichen Teile in Augenschein genommen und bewundert wurden. Auch Bertha hatte ihre wirkliche Freude an diesen wundervollen Pelzsachen; neidlos hing sie ein Stück nach dem andern ihrer Schwester Elisabeth um, welche, namentlich mit dem kleinen Pelzbarett auf ihrem goldglänzenden Haar, ein allerliebtestes Bild bot und von ihren Angehörigen mit bewundernden Blicken betrachtet wurde.

„Wahrhaftig,“ sprach der alte Oberförster vergnügt, „ich hätte gar nicht geglaubt, daß die Gnädige vom Schlosse so herablassend und liebenswürdig sein könne? Sag mal, Elschen, ist sie denn immer so gegen Dich gewesen?“

„Onkel,“ antwortete Elisabeth, „das ist eine Gewissensfrage, die ich nur nach reiflicher Überlegung genau beantworten kann.“

„Dann weiß ich schon genug und will von Dir nichts mehr erfahren. Aber laßt uns jetzt wieder unserer Wege und an unsere Arbeit gehen.“

„Du und Papa, Ihr könnt gehen, aber Bertha bleibt heute bei uns anderen; wir wollen einen Freundentag feiern und besonders Ernst soll sein Vergnügen haben — der arme Junge ist in der letzten Zeit gar zu sehr von uns vernachlässigt worden. — Nicht wahr, Ernst?“

Elisabeths Wunsch fand Gehör; Bertha blieb den Tag über bei Forstschreibers, und gleich fröhlichen Kindern über-

ließen sich die beiden erwachsenen Mädchen den unschuldigen Spielen mit dem kleinen Ernst; ihre Freude erreichte aber den höchsten Grad, als auch im Laufe des Nachmittags sich noch Emil von Hollfeld in Begleitung seines Lehrers mit einem prächtigen Blumenstrausse für Elisabeth glückwünschend einstellte und die Erlaubnis mitbrachte, einige Stunden auf Burg Gnadeck verweilen zu dürfen. Elisabeth war, wie man zu sagen pflegt, wirklich übergücklich; in ihrem Glücke ließ sie sich zum Ergötzen der beiden Knaben zu den heitersten Spielen hinreißen, die selbst den sonst immer ernsthaften Kandidaten zum Lachen reizten, sodaß er ebensowohl an den Exercierübungen der Knaben, wie an den Hasch- und Laufspielen, dem Kämmerchen- oder Eckhäuschenvermieten teilnahm. Später bekannte der Lehrer seinem Schüler, daß er sich eben so vortrefflich unterhalten habe, wie die liebe Jugend selbst.

Wie aber auch der herrlichste Tag einmal sein Ende nehmen muß, so ging es auch mit Elisabeths Geburtstag. Zuerst zogen die Gäste vom Schlosse wieder ab, dann folgte Bertha, auch Ernst wurde allmählich müde, und so befand sich Elisabeth bald wieder mit ihrer Mutter allein. Jetzt erwachte auch in ihr das jedem jungen Mädchen innewohnende Interesse für Toiletten- und Putzgegenstände; mit Kennerblick wurden unter Hinzuziehung der Mutter die prächtigen Geschenke einer genauen Besichtigung unterzogen und die am heutigen Morgen bereits über die herrlichen Pelz- und Kleidungsstücke gehabte Freude noch einmal in vollster Ruhe mit wahren Entzücken durchempfunden.

„Wer aber,“ fragte Elisabeth die Mutter, „mag den Herrschaften auf Schloß Lindhof nur meinen Geburtstag ver-raten haben?“

„Nun, wer anders als der Onkel! Erinnerst Du Dich des letzten Besuches nicht mehr, welchen der Baron Deinem Onkel machte? Damals hat Herr von Walde sich beim Onkel Rat geholt, auf welche Weise er sich uns gegenüber für Deine

Übungen mit seiner Schwester abfinden solle. Der Onkel hat ihm in seinem praktischen Sinne gerade herausgesagt, daß uns Geld nicht viel nützen könne, da es doch zu umständlich für uns sei, etwas dafür zu kaufen. Wenn aber der Herr Baron Dir für Deine Wege im Winter etwas Garderobe zu Deinem Geburtstage bescheren wolle, so würde er uns gewiß die größte Freude bereiten und damit den besten Weg einschlagen, den es für ihn und uns überhaupt geben könne. Der Baron hat sich anfangs geweigert und uns zu verlegen geglaubt, endlich aber, als der Onkel alle Verantwortung auf sich zu nehmen erklärte, doch nachgegeben."

"Ah so!" rief Elisabeth, „das war an jenem Abende, als der Onkel so pfiffig lächelte und auf unsere Fragen weiter nichts sagte, als das wird sich bald herausstellen. Damals hat er also meinen Geburtstag verraten und meine Gehaltsfrage verhandelt."

"Daß der Baron Dich in solch reicher und hocheleganter Weise beschenken werde, das hat weder der Onkel, noch habe ich es vermutet, als es mir mitgeteilt wurde. Was hättest Du an Deines Onkels Stelle gethan oder zu was geraten?"

"Das weiß ich nicht, liebe Mutter; aber wenn mich Herr von Walde persönlich gefragt hätte, so würde meine Antwort gelautet haben: Herr Baron, ich habe mit Fräulein Marie so und so viele Stunden geübt; in Berlin erhielt ich für die Stunde zehn Groschen, nun bitte, berechnen sie sich selbst, wie viel ich zu fordern habe."

An diese Überraschung, welche Elisabeth an ihrem Geburtstage erfahren hatte, sollte sich ihr bald eine noch weit größere reihen, die entscheidend auf ihr ganzes ferneres Leben einwirken und diesem ein bestimmtes Ziel geben sollte. Noch vor dem Weihnachtsfeste ließ Baron von Walde sich eines Abends zu einem Besuche in des Forstschreibers Familie anmelden, und ließ bitten, auch den Oberförster zu diesem Abende mit hinzuziehen zu wollen, da er eine Frage von

Wichtigkeit mit der Familie Ferber zu besprechen gedenke. Elisabeth, die tags zuvor auf dem Schlosse gewesen war, hatte keine Ahnung von den jedenfalls wichtigen Ereignissen, die sich dort innerhalb weniger Stunden zugetragen haben mochten, und sah mit großer Spannung dem kommenden Abende entgegen; die Zeit wurde ihr durch den Unterricht in Dorf Linddorf indessen bedeutend abgekürzt.

Kaum war sie von des Amtmanns Wagen mit Bertha zum Forsthaufe gebracht worden, so mahnte auch der Oberförster, der am heutigen Nachmittag nicht in den Wald gegangen war, bereits zum Aufbruche, damit der Baron die Familie nicht etwa beim Abendbrode überrasche. Jedenfalls war der alte, treuherzige Forstmann wiederum des Barons Vertrauter gewesen, denn er betrieb die Zusammenkunft mit sichtlichem Eifer. Die Schwägerin mußte sofort Thee bereiten, welchen der Alte von freien Stücken mit gebracht hatte, da Thee Herrn von Waldes Lieblingsgetränk war, während er sonst diesen Trank kaum dem Namen nach kannte.

Gegen sieben Uhr abends erschien der angemeldete Gast und wurde auf das Zuorkommendste von der Familie empfangen. Man dankte ihm von allen Seiten in herzlicher Weise, daß er dem Hause des Forstschreibers die Ehre seines Besuchs schenke, deutete aber nicht im entferntesten an, daß man begierig sei, seine Mittheilungen entgegenzunehmen. So entspann sich zunächst eine Unterhaltung ganz allgemeiner Natur, bis nach Verlauf einer halben Stunde Herr von Walde die Anwesenden um ein wenig Aufmerksamkeit ersuchte, um den Zweck seines Besuchs zu erklären.

„Meine lieben Freunde,“ begann er, „ich bin ein ausgesprochenener Gegner aller unnötigen Umschweife und gehe am liebsten direkt auf mein Ziel los. So hören Sie denn: In meinem Hause vollzieht sich von Neujahr ab eine tief einschneidende Veränderung; meine Tante, Frau von Hollfeld, die bis jetzt meinem Hauswesen vorstand, hat die höchst

ehrenvolle Aufforderung erhalten, die Stellung einer Hofdame bei der regierenden Fürstin unseres Landes zu übernehmen, und kann sich dieser von allen Seiten für eine hohe Auszeichnung gehaltenen Berufung nicht entziehen; ebenso verbietet es ihr schon der Hinblick auf die Zukunft ihres vaterlosen Knaben, einem solchen Antrage auszuweichen, da sie in ihrer zukünftigen Stellung die beste Gelegenheit haben wird, für dessen Fortkommen zu sorgen. Meine Schwester Marie ist noch zu jung, um meinem Hause allein vorzustehen, und eine uns fremde Person in unsere Nähe zu ziehen, widerstreitet uns allen. Wir sind daher nach reiflicher Überlegung zu dem Entschlusse gekommen, meiner Schwester noch eine hilfreiche Stütze in Gestalt einer Freundin, einer Gesellschafterin an die Seite zu stellen, und haben dabei unsere Augen auf Fräulein Elisabeth gerichtet.“

„Auf mich?“ entfuhr es Elisabeths Lippen ebenso überrascht, als erfreut.

„Sowohl auf Sie, Fräulein,“ fuhr Herr von Walde fort; wir wären vollständig beruhigt und geborgen, wenn Sie, gleich meiner Tante, diese Ihnen angebotene Stellung mit Erlaubnis Ihrer werthen Eltern anzunehmen geneigt sein sollten.“

„Das wird über meine Kräfte gehen,“ warf Elisabeth ein.

„Wir glauben das nicht,“ unterbrach sie der Baron; „versuchen Sie es nur, und es wird schon gehen. Einigen wir uns, so nehmen Sie von Neujahr ab Wohnung bei uns im Schlosse und zwar gemeinschaftlich mit meiner Schwester; Ihrem täglichen Verkehr mit Ihren Eltern, dem Forsthaufe, wie Ihren Unterrichtsstunden im Dorfe soll nicht das geringste Hindernis in den Weg gelegt werden. Mir liegt vor allen Dingen daran, daß meine Schwester jemand um sich hat, zu dem sie Vertrauen und Zuneigung besitzt, jemand, der viel in ihrer Nähe weilt und mit ihr womöglich in gleichem Alter steht. Bei Ihnen, Fräulein Elisabeth, trifft das alles zu;

und meine Schwester sowohl, wie ich, wir würden uns keine liebere Haus- und Geistesgenossin wünschen können. Sie erhalten hierfür ein jährliches Einkommen von 300 Thalern, das am Schluß eines jeden Vierteljahrs beglichen wird. Meine Tante muß ihre Wohnung anfänglich im fürstlichen Schlosse nehmen, so daß ihr kleiner Emil mit seinem Hauslehrer vorläufig noch bei uns bleibt; es dürfte somit für Ihren Bruder Gelegenheit geboten sein, sich täglich einige Stunden an dem Unterrichte zu beteiligen.“

„Dann wären meine guten Eltern ganz allein!“ rief Elijabeth.

„Nicht im geringsten, Fräulein,“ erwiderte Herr von Walde. „Ihr Bruder weist bei uns nur einige Stunden und gehört dann seinen Eltern an, auch Sie können täglich einige Stunden bei Ihren Eltern zubringen und gehören im übrigen zu uns. — Ich habe von dem Herrn Oberförster vernommen, daß es ihr Lebensziel ist, Erzieherin oder Lehrerin zu werden — mit aus diesem Grunde schon habe ich Ihnen meinen Vorschlag gemacht. Prüfen Sie den Inhalt meiner Worte, prüfen Sie sich selbst, und ob Sie zu finden glauben, was Sie beanspruchen können; lassen Sie mir nicht schon heute Abend, wohl aber in einigen Tagen eine bündige Antwort zukommen, damit ich mich ablehnenden Falls noch rechtzeitig nach jemand anderem umzusehen vermag. Für heute bitte ich keine Erörterungen der Einzelheiten und Bedenken mehr über meinen Vorschlag anstellen zu wollen, sondern mir zu gestatten, noch ein Stündchen in Ihrem Familienkreise zu verweilen und mich dann zu verabschieden.“

Ein ruhiger Gang wollte freilich nicht mehr in die Unterhaltung des heutigen Abends kommen; man unterließ es allerseits, den erwähnten wichtigen Punkt wieder zu berühren, und nahm denselben auch dann nicht wieder auf, als der Baron sich bereits verabschiedet und den Oberförster mit hinweggenommen hatte.

Die nächsten Tage jedoch brachten nach reiflichster Prüfung aller hierbei in Betracht kommenden Fragen und Erörterungen das Ergebnis, daß Elisabeths Eltern sowohl, wie sie selbst, sich für die Annahme des von Herrn von Walde gemachten Antrages entschieden. Namentlich war der Forstschreiber hierbei ausschlaggebend, denn sein Ausspruch lautete: „Elisabeth ist für ihre Zukunft auf sich selbst angewiesen, und wenn sie auch nicht unbedingt gezwungen ist, unter fremden Menschen ihr Fortkommen zu suchen, so bietet sich ihr hier doch die beste Gelegenheit, ihre Selbständigkeit im Denken und Handeln zu festigen, wobei sie in anfänglich zweifelhaften Fällen noch den Rat ihrer Eltern einholen kann, — also unbedingt zuzugreifen, heißt die Lösung, zumal Bedingungen gestellt sind, die Elisabeths Freiheit und Unabhängigkeit wahren, und daneben glänzende genannt werden müssen.“

Bei ihrem nächsten Zusammentreffen mit Herrn von Walde konnte ihm Elisabeth ihre eigene freiwillige und auch die überaus freudige Zustimmung ihrer Eltern überbringen. Marie war tief erfreut über Elisabeths Entschluß, ihr fortan die Hälfte ihres Lebens weihen zu wollen und schloß die Freundin innig gerührt an ihre Brust — der Baron dankte von Herzen, und Frau von Hollfeld erklärte: Nun könne sie ruhig reisen, im Verein mit Elisabeth sei Marie stark genug, das Haus ihres Bruders würdig zu vertreten.

Alle Einzelheiten des Vertrages wurden unter Elisabeths Zuziehung genau zwischen dem Forstschreiber und dem Baron zu vollständiger beiderseitiger Zufriedenheit geregelt. Elisabeth hatte für ihren zu Neujahr vorzunehmenden Umzug auf das Schloß gar mancherlei zu ordnen, besonders galt es ihre Garderobe, Wäsche u. s. w. in Ordnung zu bringen und zu ergänzen. Daß sie hierbei an ihrer Cousine Bertha eine getreue Helferin fand, that ihr ungemein wohl; es erfreute Elisabeth ganz besonders, daß Bertha es völlig neidlos über Elisabeths Glück, ja mit sichtlicher Genußthuung that.

Daß unter diesen unruhigen Vorbereitungen weder im Schlosse, noch in Ferbers Wohnung und im Forsthaufe die richtige Weihnachtsstimmung herrschte, ist wohl erklärlich — aber ein mächtiger Christbaum durfte am Weihnachtsheiligenabend doch nicht im Forsthaus fehlen, das duldete der Oberförster nicht; seine Forstgehilfen hatten die Verpflichtung, einen solchen herbeizuschaffen und in Gemeinschaft mit Jungfer Sabine aufzuputzen. Auch mußte nach dem Willen des alten Forstmanns der heilige Abend in seiner Wohnung verlebt werden und die Bescherung seines Bruders und dessen Angehörigen daselbst stattfinden.

Es war eine große und reich ausgestattete Tafel, welche mit ihrem glänzenden Lichterbaume die große Wohnstube beinahe ausfüllte; für jeden aus dem Hause war ein erfreuendes Geschenk besorgt worden, — Else erhielt ein großes Paket neuer Noten und Ernst eine große Menagerie mit Bären, Tigern, Hyänen, Elefanten und allerlei wildem und zahmem Getier, Bertha Stoff zu einem vollständig neuen Anzuge — ja es herrschte, durch des Oberförsters gute Laune hervorgerufen, eine so laute Freude an dem Abende, wie man sie unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht vermutet hatte.

Den ersten Weihnachtsfesttag feierten die Angehörigen Ferbers zuerst in der Kirche zu Linddorf und brachten den Nachmittag dann in Gesellschaft des alten Pfarrers beim Amtmann Voigt zu, während sie der Abend in der Wohnung des Forstschreibers vereinigte. Am zweiten Feiertage mußte sich Elisabeth in Schloß Lindhof mit ihrem Bruder einfinden, um daselbst die für sie und Ernst von Marie bestimmten Geschenke entgegenzunehmen.

So war der letzte Tag des Jahres herangekommen; Frau von Hollfeld verabschiedete sich tief bewegt in des Forstschreibers Wohnung und auch vom alten Oberförster, dem sie in ihrem Herzen längst allen früheren Groll abgeben hatte. Elisabeth namentlich hielt sie lange und fest in ihren Armen.

Am Abend klangen im Forsthaufe die mit dampfendem, köstlichem Punsche gefüllten Gläser hell und fröhlich zusammen, als der Onkel Ferber den Trinkspruch ausbrachte: „Elisabeth, mit dem heutigen Tage schließt für Dich eine schöne Zeit ab, die Zeit Deiner Kindheit im Elternhause, morgen trittst Du in das weitere Leben ein; bleibe so, wie Du bisher warst, dann nennen wir Dich alle nur mit Stolz: „Unser Goldelschen!“

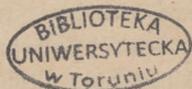
* * *

Unsere Erzählung hat mit Goldelses Eintritt in das Leben eigentlich ihren Abschluß erreicht — aber da es unsere jungen Leserinnen interessieren dürfte, wie es ihr in der Zukunft ergangen ist, auch wie sich das Schicksal der anderen Personen gestaltet hat, so will ich noch verraten, wie die Verhältnisse nach Verlauf von drei Jahren auf Schloß Lindhof, beim Forstschreiber und im Forsthaufe lagen: Elisabeth erblickten wir da zunächst als Frau Baronin von Walde; nachdem ihre Freundin Marie dem benachbarten Rittergutsbesitzer von Hopfgarten, einem Freunde des Barons, die Hand am Altar gereicht hatte, fühlte sich Herr von Walde auf seinem Schlosse so vereinsamt, daß er um Elisabeth bei ihren Eltern warb und sie als sein geliebtes Frauchen heimführte. — Elisabeths Eltern leben glücklich, in Frische und Gesundheit auf ihrer Burg, während Bruder Ernst, mit seinem Freunde Emil von Hollfeld, als Gymnasiast in W. erfreuliche Fortschritte macht. Der alte Onkel ist noch immer Oberförster, hat aber in dem schwarzen Kellermann einen tüchtigen Stellvertreter gefunden, dem er auch mit Freuden die Hand seiner Bertha zugesagt hat, als der junge Förster als Brautwerber auftrat. Jungfer Sabine schaltet rüstig fort und verschmäht jede andere Hilfe, so lange die junge Frau Kellermann im Forsthaufe ihr noch helfen kann. Den braven Pfarrer Erdmann hat Gott in sein himmlisches Reich abgerufen — der Kandidat Kreuzer ward sein Nachfolger. Amtmann Voigt ist mit seiner Frau noch immer der fürsorgliche Förderer der

30 -
|

Bauern, und des Oberförsters blonder Forstgehilfe Kleemann ist als Hilfsarbeiter in das Ministerium berufen worden.

Der Verkehr zwischen Schloß Lindhof, Burg Gnadeck und dem Forsthaufe ist ein stets ungetrübter und ein an den reinsten Freuden reicher.

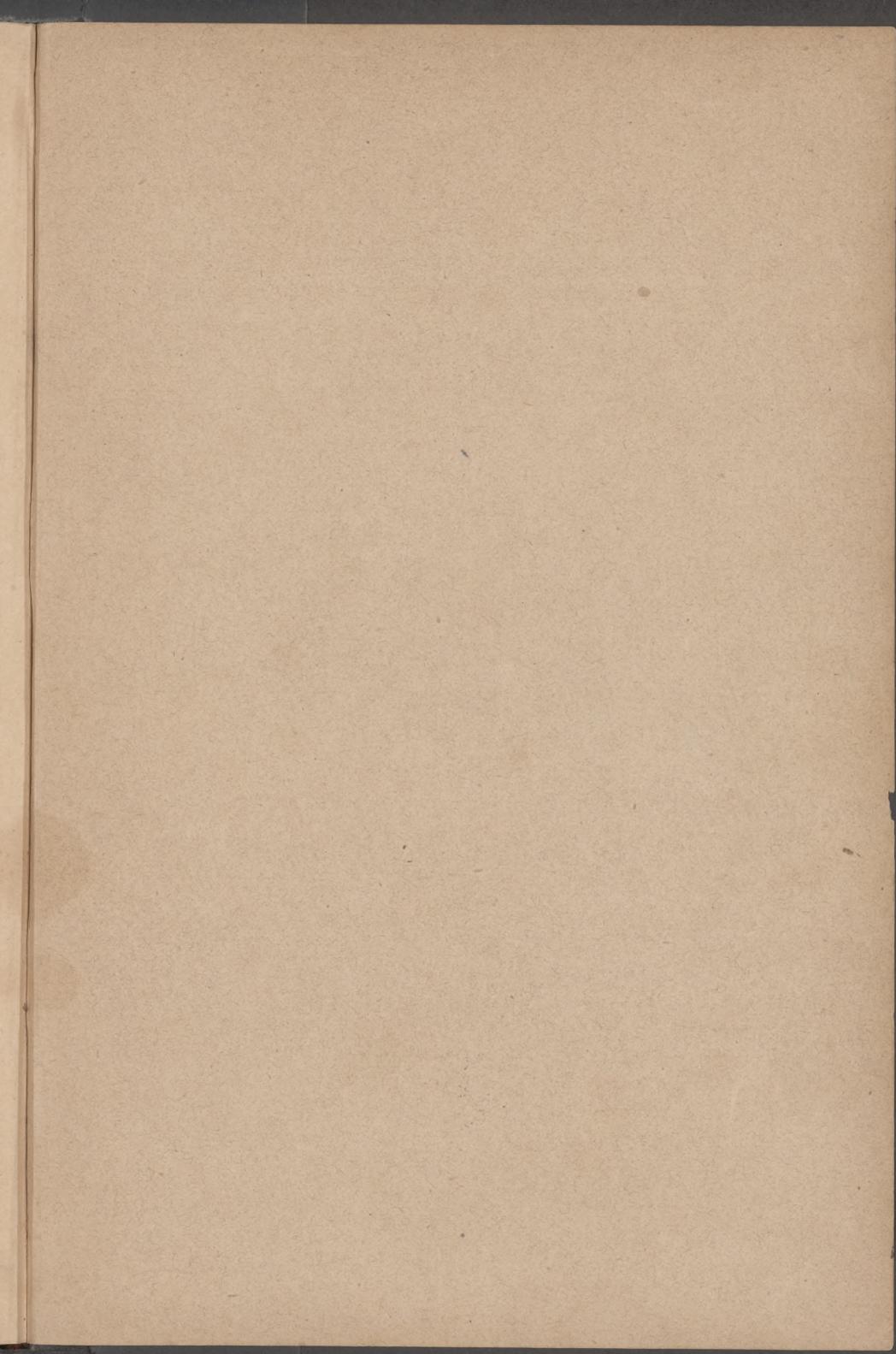


P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW.

Biblioteka Główna UMK

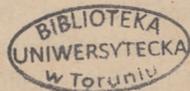


300020548944



Bauern, und des Oberförsters blonder Forstgehilfe Kleemann ist als Hilfsarbeiter in das Ministerium berufen worden.

Der Verkehr zwischen Schloß Lindhof, Burg Gnadeck und dem Forsthaufe ist ein stets ungetrübtter und ein an den reinsten Freuden reicher.



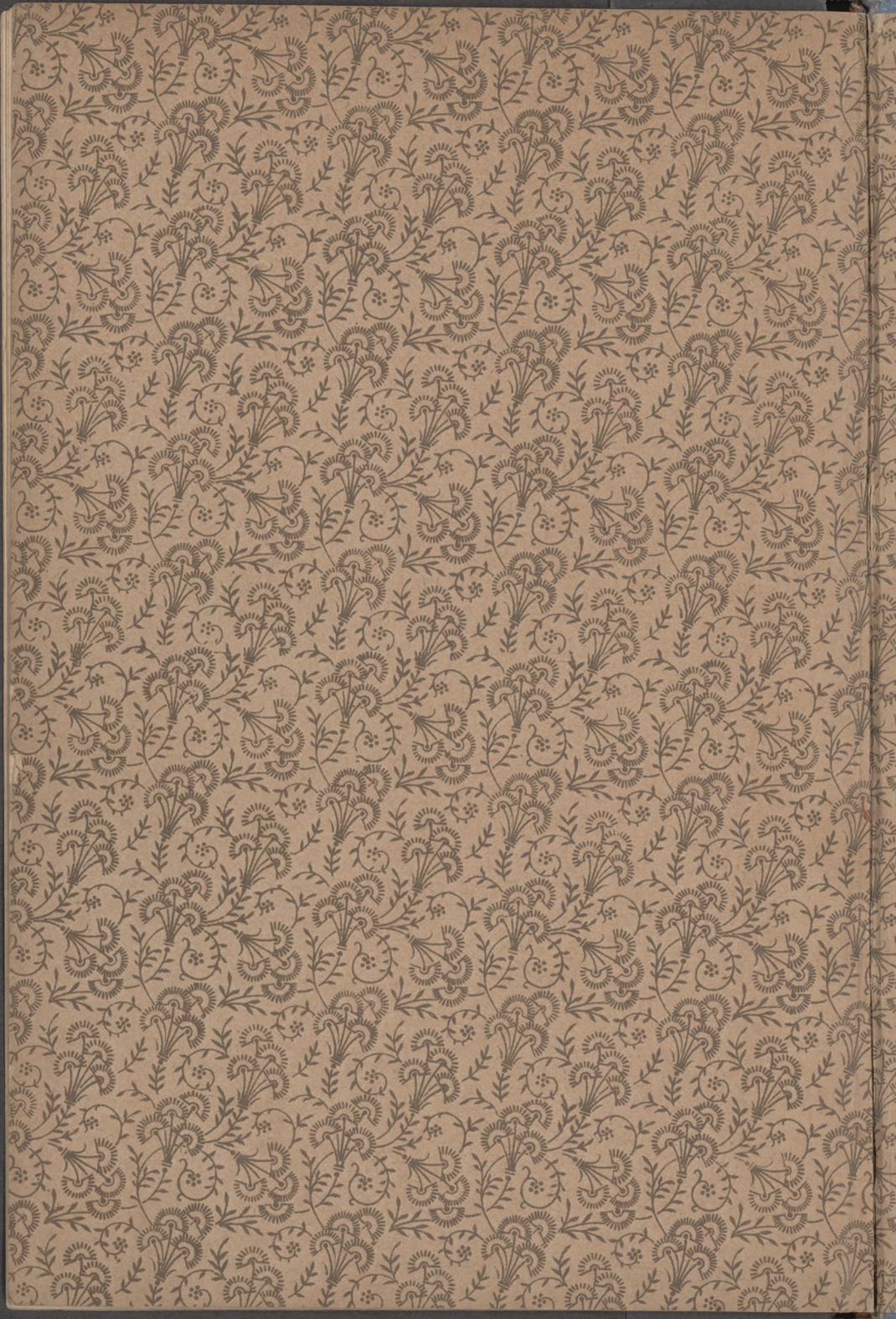
P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW.

Biblioteka Główna UMK



300020548944







Biblioteka
Główna
UMK Toruń

1323813